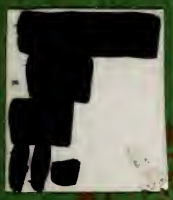

Gottfried Keller
und
Joseph Viktor Widmann
Briefwechsel

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2374
.Z395

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00027561175

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.
JUN 2 5 1980	JUN 2 5 '80		
JUL 2 5 1980	JUL 1 5 '80		
AUG 1 5 1980	AUG 11 '80		

Form No. 513

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/gottfriedkelleru00kell

Gottfried Keller und J. V. Widmann / Briefwechsel

recl. 11-30-73 pp
C
PT 2374
.Z395

Gottfried Keller
und
J. V. Widmann
Briefwechsel

Herausgegeben und erläutert von

Dr. Max Widmann

Verlegt bei Orell Füßli • Zürich/Leipzig/Berlin

GLS
1/4/07
11/71

Copyright by Orell Füßli, Zürich/Leipzig/Berlin

Inhalt

Seite

Vorwort 7

Einleitung 9

Briefwechsel 35

Anhang: Drei Aufsätze J. V. Widmanns über Kellersche Werke 133

Register 175

Vorwort

Der vorliegende Briefwechsel umfaßt 22 Briefe Kellers an Widmann und 43 Briefe Widmanns an Keller. Von den 22 Briefen Kellers an Widmann veröffentlichte Jakob Baechtold (Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher, 1897) 8 Stück; in Ermatingers Neubearbeitung von Baechtolds Werk kamen hinzu weitere 9 Briefe.

Hier zum ersten Male veröffentlicht sind 5 Briefe Kellers an Widmann. Sie datieren vom 8. Januar 1874, 6. Januar 1875, 9. Januar 1878, 11. Januar 1881, 22. April 1883. Der Brief vom 6. Januar 1875 ist im Besitz von Frau Professor Ellen Vetter in Stein a. Rh., die andern gehören dem Lesezirkel Hottingen, der im ganzen 19 Briefe Kellers an Widmann besitzt, von denen 15 bei Baechtold-Ermatinger abgedruckt, 4 also hier zum ersten Male veröffentlicht sind. Die bei Baechtold-Ermatinger erstmals publizierten Briefe vom 18. Dezember 1875 und 27. Januar 1881 befinden sich im Besitz von † Max Kalbeck in Wien und Professor Jonas Fränkel in Bern-Thun.

Die 43 Briefe Widmanns an Keller werden hier zum ersten Male dem Druck übergeben. Sie liegen auf der Zentralbibliothek in Zürich, die den Nachlaß Gottfried Kellers behütet.

Die Briefe Kellers an Widmann vom 4. August 1881, 21. Februar 1883 und 25. August 1886 enthalten bei Baechtold-Ermatinger kurze Auslassungen, die in der vorliegenden Ausgabe beibehalten sind, aus dem gleichen Grunde der Pietät. Auch in dem hier erstmals mitgeteilten Brief Kellers vom 22. April 1883 wurde ein Satz aus der nämlichen Rücksicht unterdrückt, im Einverständnis mit dem Vorstand des Lese-

zirkels Hottingen und der Verwaltung des Gottfried Keller-Nachlasses. Die Briefe Widmanns an Keller konnten ohne Streichungen mitgeteilt werden.

In den Veröffentlichungen der Kellerschen Briefe an Widmann bei Baechtold-Ermatinger befinden sich eine ganze Reihe von Abschreib- und Druckfehlern, die hier nach den von Prof. Jonas Fränkel in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" (Dezemberheft 1916) mitgeteilten Verbesserungen korrigiert sind.

Bei den Fußnoten zu den Briefen Kellers ist jedesmal angegeben, ob sie von Baechtold (B) oder von Ermatinger (E) herrühren. Wo nichts bemerkt ist, stammen die Anmerkungen zu den hier mitgeteilten Briefen Kellers und Widmanns vom Herausgeber der vorliegenden Ausgabe.

Für freundliche Auskünfte, Abdruckerlaubnisse und Einsicht in Kellersche Briefe sei schließlich von Herzen gedankt den Herren Dr. Hans Bodmer, Präsident des Lesezirkel Hottingen, Dr. Hermann Escher, Direktor der Zentralbibliothek Zürich, Prof. Dr. Ermatinger in Zürich, Prof. Dr. Jonas Fränkel in Bern-Thun, Frau Professor Ellen Vetter in Stein a. Rh. und der Witwe von Prof. Dr. Baechtold in Zürich (für gewährte Einsicht in die ihr gehörenden Briefe J. V. Widmanns an Prof. Baechtold, die für die Einleitung herangezogen wurden).

Einleitung

Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und J. V. Widmann umfaßt die Jahre 1874—1888, also die Zeit, in welcher die Hauptwerke Kellers herauskamen, die Widmann mit tiefster Anteilnahme kritisch beleuchtete und seinen Lesern in eindringlichen Aufsätzen zur Lektüre empfahl. Mit stets sich steigernder Bewunderung verfolgte Widmann das Schaffen des um 23 Jahre älteren Züricher Poeten und ward nicht müde, dem Schweizervolke immer von neuem wieder die Größe Gottfried Kellers zu verkünden.

Schon im Jahre 1874, als J. V. Widmann noch nicht die Stellung des berufsmäßigen Kritikers am „Bund" innehatte, begann sein öffentliches Eintreten für Gottfried Keller: im Jahrgang 1874 der „Illustrierten Schweiz" besprach er, damals noch Schuldirektor in Bern, Kellers „Leute von Seldwyla", die damals in zweiter vermehrter Auflage erschienen waren. Gottfried Keller war zu jener Zeit einem großen Teil des schweizerischen Lesepublikums noch ein Unbekannter; davon geht Widmanns erste Würdigung Kellers aus; sie ist zugleich für die Widmannsche Kunst feuilletonistischer Einkleidung einer Buchkritik so charakteristisch, daß der Anfang des Aufsatzes hier mitgeteilt zu werden verdient:

„Selten kommt mein sonst so gutmütiger Freund, der Musiker X. aus Graudenz, in eine solche Beserkerwut, daß er wirklich auf den Tisch schlägt und Kernflüche in den schon weißlichen Bart murmelt, als wenn er berichtet wie er vor Jahren bei seiner Ankunft in der Schweiz umsonst in allen Buchhandlungen von Basel, Bern und Zürich nach den Schriften des ersten Schweizerischen Dichters gefragt habe. „Von was für einem G. Keller?" — habe der Buch-

handlungsangestellte meistens erwidert mit einem blöden Gesichtsausdruck, der unsern K. jedesmal zur Buchhandlung herausgetrieben habe.

„Mag nun auch hiebei der Zufall eine seiner häufigen dummen Gastrollen gespielt haben — es muß doch eingestanden werden, daß unser großer Meister Gottfried bis jetzt weder in den Buchhandlungen so vorrätig noch in den Häusern so vorhanden gewesen, wie es recht und billig wäre. Achtungsvoll räumt man ihm zwar den Hochsitz auf dem schweizerischen Parnaß ein, aber ohne den Dichter recht zu kennen und zu wissen, warum er eigentlich so verehrungswürdig und so groß. Ich kenne eine Menge Männer und Frauen, die fast jeden neuen deutschen Romanschriftsteller und noch keine Zeile von Keller gelesen haben."

Der Aufsatz spricht dann von der nationalen Bedeutung der Novellen für schweizerische Leser. „Unser Land und unser Volksleben gibt den Stoff; die deutschen Novellen bekanntlich wimmeln von Fürsten, Grafen, Baronen, Baronessen, als von Leuten, die nicht nur unserm Volksbewußtsein fernstehen, sondern die sich auch da, wo sie wirklich existieren, durch die von ihnen geforderte und vom gutmütigen Volke zugestandene Sonderstellung in der Gesellschaft so sehr von jedem gesunden, nationalen Dasein gelöst haben, daß sie gleichsam auf einem besondern Theater stehen." Nachdem dann von der Kellerschen Kunst der Charakteristik die Rede war, fährt die Besprechung fort: „Die genannten Vorzüge dürften genügen, um den Dichtungen Kellers ihre volle Bedeutung zu sichern. Aber es kommt noch mehr hinzu. Kellers Dichtungen sind Schöpfungen eines Mannes voll tiefer Lebensweisheit, der, ohne in das Didaktische zu verfallen, ein wahrer Lehrer seines Volkes heißen muß."

Spricht schon aus dieser ersten öffentlichen Würdigung Kellers durch Widmann das eifrige Bestreben, durch starkes Unterstreichen um allen Preis die Aufmerksamkeit der schweizerischen Literaturfreunde auf Keller zu lenken, so ist auch Widmanns ganzes späteres Eintreten für den Zürcher Dichter

von der gleichen Eindringlichkeit erfüllt. Charakteristisch ist hiefür ein Brief Widmanns an Baechtold vom 29. November 1883 (ungedruckt). Dort heißt es: „Meine Rechnung ist eine ganz brutale: durch Masse wirken. Gegenwärtig haben wir Bundesversammlung. Da lesen fast alle die gelangweilten Bundesväter den ‚Bund'. Kommt nun fünf Tage hintereinander Keller, Keller, Keller — so wirkt das bei diesen phlegmatischen ältern Herren doch zuletzt und sie kaufen das Buch. Gewiß ist kein Dritter nötig zwischen einer derartigen poetischen Tat und dem ‚idealen' Publikum, das in späterer Zeit auch ein sehr wirkliches sein wird. Vorläufig ist es aber doch Tatsache, daß ganze Kantone der deutschen Schweiz sich um G. Keller noch wenig gekümmert haben, viel weniger als Deutschland. Bei Ihnen in Zürich mag das besser sein. Sagen Sie das doch auch dem verehrten Dichter selbst, wenn er etwa brummen sollte, daß ich mein Referat unanständig lang ausdehne. Am Samstag schließt es ab und dann schicke ich ihm die fünf Nummern auf einmal. Im übrigen freue ich mich, daß wir dasselbe sagen: ‚G. Keller der literarische Höhepunkt unserer Epoche'. Das einmal festzustellen, darauf kam es an."

Daß die Begeisterung, mit welcher Widmann jedes neue Werk Kellers öffentlich anpries, innerster Überzeugung von der dichterischen Größe Kellers entsprang, dafür liefern die in diesem Bande veröffentlichten Briefe Widmanns an Keller die schönsten Beweise. Es ist kein ganz alltäglicher Vorgang, daß ein Kritiker, bevor er die Feder zur Rezension eines Gedichtbandes ansetzt, zunächst dem Verfasser brieflich ein Sonett widmet, um seiner innigen Freude Ausdruck zu verleihen, etwas so Schönes zur Besprechung erhalten zu haben. Widmann aber konnte nicht anders. Nach Empfang und erster Lektüre von Kellers „Gedichten" schreibt er „statt eines Briefes" das auf Seite 89 mitgeteilte Gedicht an Keller und als dieser die ungewöhnliche Huldigung in seiner Antwort als „starken Tabak" bezeichnet, da greift Widmann neuerdings zur Feder, um dem Gefeierten — diesmal zwar in Prosa,

aber nicht weniger enthusiastisch — in rührendster Weise noch einmal den Dank abzustatten mit den Worten: „Gedenken Sie in den nächsten Wochen meiner als eines Mannes, dem Sie durch Ihr Buch wunderbar glückliche und weihevolle Stunden bereiten."

Diesem Briefwechsel zwischen Kritiker und Autor folgte dann die in dem oben zitierten Briefe an Baechtold erwähnte Besprechung der „Gedichte" im „Bund", in der Widmann nunmehr öffentlich seiner Freude und Begeisterung Ausdruck geben konnte mit den Worten:

„Es handelt sich heute nicht darum, an dieser Stelle eine mehr oder weniger interessante Sammlung von Gedichten kritisch zu beleuchten, sondern vielmehr darum, die unermeßlich wertvolle Gabe zu begrüßen, die Gottfried Keller zunächst seinem Volke, dann überhaupt aller Welt als reife Frucht seines ganzen Lebens darbringt." Die Besprechung stellt dann fest, „daß in Gottfried Keller das Jahrhundert überhaupt seinen reifsten Dichter gefunden hat, der in dem kleinen Erdenwinkel seiner Studierstube zu Zürich wie Faust den Weltgeist zitiert. Und so steht das schweizerische Volk vor der nicht länger zu verschweigenden Tatsache, daß sein größter Dichter auch der größte deutsche Dichter der Gegenwart ist, vor dem auch wirklich die deutschen Poeten — Paul Heyse eröffnete wohl den Reigen? — in neidloser Bewunderung ihre Fähnlein gesenkt haben. Im alten Hellas hätte man einen solchen Glücksfall als Nationalfest freudig gefeiert; der persönlich jeder demonstrativen Huldigung so abgeneigte Züricher Dichter gratuliert sich wohl im stillen, in diesem Fall nichts mit dem alten Hellas zu tun zu haben. Aber an die Stelle äußerlichen Gepränges trete die stille innerliche Feier, indem nun der Dichter mehr und mehr in alle Herzen seiner Volksgenossen durch die offene Ehrenpforte einziehe!"

Der Besprechung der „Gedichte" im „Bund" war übrigens im gleichen Jahr 1882 (am 5. April) im „Sonntagsblatt" ein begeisterter Lobeshymnus Widmanns auf Kellers „Apotheker von Chamounix" vorangegangen, von dem das März-

heft der Zeitschrift „Nord und Süd" zum ersten Male Bruchstücke veröffentlicht hatte:

„Wir können über diese Dichtung nur urteilen, daß sie zum Genialsten gehört, was jemals aus der Feder dieses einzigartigen Poeten geflossen ist. Obschon wir längst gewohnt sind, bei jeder neuen Veröffentlichung Gottfried Kellers — betreffe dieselbe eine Dichtung seiner reifen Mannesjahre oder handle es sich um ein schon lange in der Wundermappe ruhendes Blatt — anfänglich vor Erstaunen über die Originalität der Gedanken kaum zum Genuß der reichen Einzelheiten zu gelangen, ist doch diesmal dieses anfängliche Erstaunen beinahe einer Betäubung gleichgekommen, etwa so, wie wenn einer im winterlichen Norden eingeschlafen wäre und nun weckten ihn plötzlich auf einer duftenden Wiese im schönen Süden mutwillige Elfen, Veilchensträuße und Myrthenglöckchen ihm ins Gesicht schleudernd. Unser träger Geist, auf einmal getroffen vom vollen Lichtzauber dieser Dichtung, muß sich die Augen reiben und kommt nur nach öfterem Blinzeln zum Schauen der wahrhaft entzückenden Schönheiten."

Zwischen den Besprechungen der „Leute von Seldwyla" (1874) und der „Gedichte" (1883) durch Widmann lagen die Anzeigen des „Sinngedichtes" (1881) und der Neuausgabe des „Grünen Heinrich" (1883). Auch in diesen Aufsätzen geht Widmanns Bestreben ersichtlich darauf hinaus, Kellers Werke so rasch als möglich nationalen Allgemeinbesitz werden zu lassen. In der in Gesprächsform („Eine literarische Unterhaltung statt einer Kritik") gekleideten Anzeige des „Sinngedichtes" heißt es: „Was ich wünschen möchte, ist aber, daß die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft endlich daran ginge, etwas zur Popularisierung gewisser Schriften dieses Dichters zu tun. Ich denke an seine ‚Frau Regel Amrain', an sein ‚Fähnlein der sieben Aufrechten' und noch an einiges. Das müßte in billigen Volksausgaben existieren." Und die ausführliche Besprechung der neuen Fassung des „Grünen Heinrich" klingt in die Worte aus: „Gottfried Kellers Roman

‚Der grüne Heinrich' ist die wertvollste Gabe, die jemals ein schweizerischer Dichter seinem Volke geschenkt hat, und an uns, d. h. an den Volksgenossen des Dichters, ist es, die Schätze dieses Werkes zu heben, sie uns selbst zu eigen zu machen und dafür zu sorgen, daß ein Lichtschein dieser Juwelen auch den Letzten und Ärmsten im Volke einmal wenigstens erlabe."

Als 1886 „Martin Salander" in Buchform erschien, da warb Widmann mit dem gleichen Eifer auch für dieses Alterswerk des Dichters. Er nannte den Roman in seiner Besprechung im „Bund" „eine Art Volksepos der Gegenwart und zwar ein durch und durch schweizerisches Volksepos". Um das Vaterland habe sich Keller mit diesem Buche ein ewiges Verdienst erworben. „In einer Beziehung ist es unbedingt das wichtigste unter Gottfried Kellers Werken und nach ‚Tell' das wertvollste, was dieses Jahrhundert in literarischer Beziehung der Schweiz geschenkt hat . . . Die originelle Phantasie und die individuelle Sprache des großen Dichters haben auch hier sich abermals so schöpferisch neugestaltend bewährt, daß ‚Martin Salander' von nun an zum eisernen Bestand jeder Bibliothek gehören muß, welche die wenigen klassischen Dichtungen der Gegenwart umfaßt."

Nicht nur in seinen öffentlichen Besprechungen, auch im privaten Briefwechsel mit literarischen Freunden hat Widmann immer wieder seiner Bewunderung für Keller Ausdruck verliehen. So schreibt er am 4. März 1881 an Baechtold (anknüpfend an die Mitteilung, daß er Gottfried Keller ein Exemplar von Spittelers „Prometheus und Epimetheus" gesandt habe): „Gottfried Keller möchte ich um keinen Preis direkt zu einer Rezension (über Spittelers Dichtung) auffordern. Ich habe für den großen Mann, der so wunderbare Dinge selbst schafft, eine so große Verehrung, daß ich mir schon ein Gewissen daraus machte, ihm die Dichtung ins Haus zu schicken und ihn um eine briefliche Privaterörterung derselben zu bitten. Schon zuweilen hätte ich

ihm gerne geschrieben; aber ich tue es grundsätzlich so selten als möglich. Denn wenn irgendeiner, so darf er jedem Eindringling zurufen: Noli turbare circulos meos."

„So bin ich auch jetzt wieder voll Bewunderung für die Einzelheiten in seinem ‚Sinngedicht'. Eines ist mir besonders interessant, nämlich wie Keller dem tatsächlichen Mangel bedeutender Frauenwesen, an dem ja unsere auf allgemeine Schulbildung und möglichste bürgerliche Nivellierung abstellende Republik tatsächlich krankt, in seinen Novellen abzuhelfen weiß. Ein Franzose, ein Engländer, ein Russe — sie haben es alle leicht, als Schriftsteller in jene bevorzugte Klasse der Adeligen, des High-life hineinzugreifen, wo originelle bedeutende Frauengestalten sich von selbst abheben. Das mangelt bei uns ja ganz; wir haben tatsächlich keine Gesellschaft. Also bleibt uns Schweizern fast nur die Dorfgeschichte. Aber G. Keller versteht es, dem dürftigen spröden Gesellschaftsleben unseres Volkes interessante Weiber abzuringen. Auch er muß allerdings gelegentlich ein wenig ‚aufs Land' in Schlösser und in ungewöhnliche Haushaltungen gehen, wo diese Lucia und einige andere Sonderexistenzen. Item, jede Zeile, die er schaffend schreibt, ist eine Freude und niemals möchte ich ihm zumuten, daß er mit Rezensieren der Leistung eines andern Zeit und Denken hinbringe. Das müßte ihm ganz von selbst kommen." (Ungedruckter Brief Widmanns an Baechtold. Über Widmanns Briefe an Baechtold siehe die Anmerkung auf Seite 86 hiernach.)

Bei der großen Wertschätzung für Keller, die Widmann erfüllte, ist es nicht zu verwundern, daß er zornig aufflammen konnte, wenn ihm irgendwo ein Urteil begegnete, das nach seiner Meinung Keller nicht völlig gerecht wurde. So schreibt er am 2. März 1884 an Baechtold (ebenfalls ungedruckt): „. . . . Noch eins! Wer ist —ck in ‚Nord und Süd' von Paul Lindau? Im Märzheft, das ich gestern erhielt, steht eine Besprechung —ck der Gottfried Kellerschen Gedichte, die mich empört. Keller sei nur ein Schweizer usff. Sie

müssen das Zeug lesen; der ganze Ton ist eine Beleidigung trotz der Anerkennung, die natürlich den Gedichten gespendet wird. Ich habe im Sinne, darauf zu reagieren."

In der Tat hat dann Widmann auf diese Besprechung „reagiert". Im Feuilleton des „Bund" vom 13. März 1884 veröffentlichte er die folgenden geharnischten Zeilen, die für Widmanns temperamentvolle Art der Polemik charakteristisch sind:

„‚Nur ein Schweizer'. Im Märzheft der von Paul Lindau redigierten Zeitschrift ‚Nord und Süd' werden die Gedichte Gottfried Kellers besprochen von einem —ck zeichnenden Recensenten, der unter Anderm folgenden Stoßseufzer für passend erachtet: ‚Einem solchen Dichter gegenüber empfindet man aber ein doppeltes Bedauern, daß er für Vieles, was uns an das Herz geht, verschlossen bleibt, daß er doch nur ein Schweizer ist und nicht ein Deutscher; daß er für die großen Taten unserer neuesten Geschichte kaum einen Ton gefunden hat; zumal in Norddeutschland scheint er sich ganz fremd zu fühlen'.

„Wie viel richtiger hat Otto Brahm in seinem literarischen Essay über G. Keller unsern großen Dichter aufgefaßt, indem er nicht allein die deutschen Bildungseinflüsse nachweist, denen sich Keller mit innerem Triebe hingegeben, sondern auch Stellen zitiert, in denen Keller von Deutschland als von seinem zweiten Heimatlande spricht, so z. B. die Strophe, angesichts des Rheinfalles bei Schaffhausen gedichtet:

‚Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.'

„Auch eine Stelle aus dem ‚Grünen Heinrich' zitiert O. Brahm, wo es heißt: ‚Der französische Schweizer schwört zu Corneille, Racine und Molière, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes.'

„Wenn nun einem schweizerischen Dichter diese pietätvolle

Stellung zu dem deutschen Geiste kann nachgesagt werden, so ist er damit auch als deutscher Dichter proklamiert; was dagegen jener —ck in der Zeitschrift Lindaus verlangt, ist eine Prätension, die höchstens um ihrer Naivität willen kann verziehen werden. War denn in diesem Sinne, wie es —ck von G. Keller verlangt, Goethe jemals ein Deutscher, der doch mitten in Deutschland lebte, als die Napoleonschen Stürme über das Land hingingen und als die Befreiungskriege anhuben? Wenn Weimars Dichterfürst kein Lied für Leipzig hatte und dennoch Deutschlands größter Dichter bleibt, wie darf Herr —ck von Keller einen Sang für Sedan fordern und, da ein solcher sich nicht vorfindet, den Dichter mit ‚nur ein Schweizer' gleichsam Landes verweisen wollen? Übrigens kommt uns vor, es sollte nachgerade selbst einem unverfälschten deutschen, ja preußischen Dichter zum eigentlichen Verdienste angerechnet werden, wenn er in den Chor der Unzähligen nicht einstimmt, welche ‚die großen Taten der neuesten deutschen Geschichte' in endlosen Sonetten (wie Redwitz) oder in Dramen, Romanen und Novellen verarbeiten."

Als 1889 Gottfried Kellers siebzigster Geburtstag herannahte, war es J. V. Widmann vorbehalten, beim schweizerischen Bundesrat anzuregen, es möchte die oberste Landesbehörde dem Jubilar eine Glückwunschadresse überreichen. Daß Widmann dann im Auftrag des Bundesrates das Glückwunschschreiben verfaßte, ist bekannt. Daß er aber auch der Veranlasser dieser Ehrung war, geht aus nachfolgendem, im Nachlaß Widmanns vorgefundenen Schreiben des Bundesrates Karl Schenk an Widmann, datiert vom 26. Juni 1889, hervor.

„Mein Lieber, Deine Anregung betreffend G. Keller stieß anfänglich bei mir auf einige Bedenken. Der Bundesrat hat wohl schon einige Male solche Glückwunschschreiben an verdiente Bürger gerichtet, aber es geschah dies bis jetzt nur an Männer, welche direkt im Dienste der Eidgenossenschaft tätig gewesen waren. Es schien mir mit Rücksicht auf die möglichen

Konsequenzen etwas verfänglich, darüber hinaus zu gehen. Indessen sind diese Konsequenzen bei näherer Überlegung mehr und mehr zusammengeschrumpft, und ich nehme nunmehr durchaus keinen Anstand, dem Bundesrate dieses Novum vorzuschlagen. Für dieses Glückwunschschreiben an Keller wüßte ich nun keinen geeigneteren Kanzler als Dich selbst. Setze Dich also an die Stelle des Bundesrates und fasse ein schönes, würdiges Schreiben ab, das ich dem Bundesrate vorlegen kann. Es müßte dies aber bald geschehen, damit noch für eine gehörige, schöne Ausstattung des Schreibens Zeit bleibt. — Mit freundlichem Gruß! Dein Schenk."

J. V. Widmann verfaßte dann das sattsam bekannte Gratulationsschreiben des Bundesrates, begnügte sich aber damit nicht, sondern schrieb auch das nachstehende Sonett und veröffentlichte es im „Bund" gleichzeitig mit dem Wortlaut des bundesrätlichen Schreibens:

Zu Gottfried Kellers siebzigstem Geburtstag.

Nun rausche froh, Du siebzigjähr'ger Baum!
Wie hoch gedieh' Dein Wuchs! Wie voll die Krone!
Und: „O! mein Heimatland" — mit leisem Tone
Zieht durch den Wipfel Dir der Jugendtraum.

Dein Heimatland? — ein unbegrenzter Raum!
Es huldigen Helvetiens bestem Sohne
Die weisen, tapfern Geister jeder Zone
Und tatens, als Dein Land Dich kannte kaum.

Du aber aus der heimatlichen Erde
Mit tiefen Wurzeln sogst den dunkeln Saft,
Daß er, durch Deines Wesens gute Kraft

Verklärt zu lichten Blüten, Früchten werde,
Die schenktest Du dem heimatlichen Herde.
Und heute weiß Dein Volk, was Du geschafft.

Als Gottfried Keller, ein Jahr nach seinem siebzigsten Geburtstag, sich zum ewigen Schlaf hinlegte, war Widmann aufs tiefste erschüttert. Er widmete dem Toten einen ergreifenden Nachruf, in dem er nochmals seine ganze Be-

wunderung für die Größe Kellers zusammenfaßte, ihn den „größten Dichter, den die Schweiz jemals besessen" nannte und am Schlusse versicherte: „Wir bestatten ihn in unserm Herzen und getrösten uns, daß sein Genius fortan über unserm Lande als ein Schutzgeist waltet." (Der ganze Nachruf ist abgedruckt in: „J. V. Widmann, Ausgewählte Feuilletons," Huber 1913.)

Keller war gestorben, aber Widmanns begeisterte Verehrung für Keller lebte fort. Mit größter Anteilnahme verfolgte er die Baechtoldschen Veröffentlichungen aus Kellers Nachlaß und das über mehrere Jahre verteilte Erscheinen der dreibändigen Biographie Baechtolds. Am 31. Januar 1894 schreibt er an diesen: „Soviel ist gewiß, je mehr man von ihm (Keller) liest oder erfährt, desto unheimlich größer wächst der ohnehin schon Gigantische."

Als 1896 der dritte Band der Biographie erschien, widmete J. V. Widmann ihm im „Bund" (Nr. 1—4, 1897) eine besonders ausführliche Besprechung und nahm gleichzeitig Gelegenheit, Baechtolds Äußerung, es habe Gottfried Keller das tiefe Wohlwollen gefehlt (Baechtold Seite 314) in eigenartiger, psychologisch tiefschürfender Weise zu kommentieren. die Stelle verdient es, hier festgehalten zu werden:

„Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Keller über alle seine Freunde (den Schreiber dieser Zeilen mit eingeschlossen) zuweilen mündlich hinter ihrem Rücken und in Briefen an andere harte Worte hat fallen lassen, die nicht immer mit dem übereinstimmten, was er den Betreffenden selbst schrieb. Aber abgesehen davon, daß von solcher Schuld kaum jemand frei sein wird, der ein langes Leben gelebt und eine sehr ausgebreitete Korrespondenz mit Personen geführt hat, die sich zum Teil gegen seinen Wunsch an ihn herandrängten, scheint mir in Betracht zu kommen, daß eine oft zu beobachtende, auffallende Härte im Urteil großer schaffender Geister gegenüber ringenden Zeitgenossen, die mit ihren Versuchen wenig erreichen, auf einem Naturgesetz beruht, das schon Pythagoras zu einem ethischen Gesetze zu erheben

suchte durch den Ausspruch: „Man soll nicht schuld sein, daß sich die menschlichen Mühen mindern." Es ist das Darwinsche Gesetz der nur durch Kampf und drangvolle Mühe zu erreichenden Auslese. Die Natur läßt nur das Starke zur Blüte gelangen. Harte Götter beherrschen die Welt. Ihnen gleichen die Göttlichen unter den Menschen. Als Künstler haben sie selbst von der Heiligkeit des Schaffens eine so hohe Vorstellung und wissen so sehr, was es kostet, Großes hervorzubringen, indem sie auf das eigene opferreiche Leben zurückblicken, daß sie einerseits nicht wollen, daß halbe Werte mit dem Anspruch, für ganze genommen zu werden, den Kunstgeschmack der Menge irreführen und anderseits ergrimmen, wenn sie mit ansehen, wie leichte Talente tänzelnd und spielend Lorbeeren des Augenblickes pflücken. Mit welcher furchtbaren, zornigen Verachtung hat Beethoven Musiker seiner Zeit, die nicht Stümper waren, behandelt, und selbst vom sanfter gearteten Mozart kennt man ein gelegentliches geringschätziges ‚Esel', das er für dergleichen unvollkommene Bestrebungen hatte. Und angenehmer dürfte es vielleicht sein, in die Höhle des Löwen zu treten, als einem Brahms eine Partitur zu überreichen. So war Keller, so ist die Härte und Schärfe seines zornigen Urteils über Zeitgenossen zu verstehen. Nur daß man nicht meine, er hätte nicht auch verstanden das Gute herzlich zu loben."

Solch herzliches Lob durfte auch J. V. Widmann von Gottfried Keller des öftern empfangen. In den Briefen Kellers an Widmann kann nachgelesen werden, wie der ältere Dichter dem jüngern Beifall und Anerkennung spendet zu den Epen „Mose und Zipora", „An den Menschen ein Wohlgefallen," zu dem Drama „Oenone" und den Reisebüchern „Spaziergänge in den Alpen" und „Rektor Müslins italienische Reise".

Auch andern gegenüber hatte Gottfried Keller anerkennende Worte für Widmanns poetisches Schaffen. Eine abfällige Äußerung in einem Briefe an Paul Heyse (mitgeteilt in dem von Kalbeck 1919 herausgegebenen Briefwechsel zwischen Keller und Heyse) ist vereinzelt, und es darf ihr entgegen-

gehalten werden das warme Lob, welches Keller dem Widmannschen Pfarrhausidyll spendet in einem Briefe an Jakob Baechtold vom 25. Dezember 1876 (abgedruckt in: Ermatinger, Kellers Leben, Band 3, S. 189). Widmanns reifste Werke („Maikäferkomödie" und „Der Heilige und die Tiere") hat Keller freilich nicht mehr erlebt.

Aus den Briefen Kellers an den Berner Dichter und Kritiker spricht nicht nur literarisches, sondern auch menschliches Interesse für Widmann. Er beklagt es, daß dieser seine schönsten Jahre an der Werkbank des „Bund" verbringen müsse, was ihm nicht genügende Zeit zum freien Produzieren lasse. Widmann antwortet, damit sei es nicht schlimm; als Schuldirektor sei er noch weniger Herr seiner Zeit gewesen. Widmann hat sich späterhin öfter in Aufsätzen und Briefen darüber ausgesprochen, ob die aufreibenden Berufspflichten, die er zu erfüllen hatte, seiner poetischen Produktion geschadet hätten, und in seinem zwei Novellen in Versen enthaltenden Büchlein „Jung und Alt" nennt er sich „einen Mann von Welt, dem selten eine Mußestunde wie ein Geschenk vom Himmel fällt". Trotzdem war ihm seine Stellung als literarischer Redakteur einer Tageszeitung lieb; denn er war Journalist aus Temperament; nur das Kritisieren wurde ihm mit der Zeit zur Last, „diese ewige Begutachtungsarbeit; immer nur in den Gedankengängen anderer leben, das ist ja beinahe ein Lebendig-begraben-sein, eine Maulwurfsexistenz" (Brief an Adolf Frey vom 9. Januar 1905). „Wie ein Kaminfegerjunge in die Schornsteine, kriechst du in die Seelen und in die Gehirnwindungen aller möglichen schriftstellernden Damen und Herren hinein und bist bei dir selber gar nicht mehr zu Hause. Deine Entwürfe, an denen dein Herz hängt, lässest du in einer Truhe modern, die du nie öffnest, an der du dich wie an einem Sarge scheu vorbeidrückst; aber was alle die andern ausspekuliert haben, das nimmst du wichtig, in das vergräbst du dich." So spricht Widmann im Alter zu sich selber, halb im Ernst, halb im Spaß in dem Aufsatz: „Meine Tugend und meine sittliche

Verwilderung" (1909 in den „Süddeutschen Monatsheften" erschienen; der Aufsatz ist auch in die „Ausgewählten Feuilletons", Huber 1913, übernommen worden).

Niemals wurde die Freundschaft, welche zwischen Keller und Widmann bestand, im geringsten getrübt. Ein einziges Mal glaubt Widmann, daß Keller ihm zürne, und zwar wegen einzelner Ausdrücke in seiner Besprechung des „Martin Salander". Bekümmert wendet er sich deswegen direkt an Keller und bittet um Nachsicht (siehe den Brief vom 4. Januar 1887), und als Keller nicht gleich antwortet, schreibt Widmann an Friedrich Hegar (12. Januar 1887, ungedruckt): „G. Keller ist wirklich ungehalten auf mich. Wenigstens muß ich das annehmen, da ich ihm vorige Woche schrieb, ich hätte vernommen, daß ihm einige Ausdrücke der Salanderkritik mißfallen, wobei ich diese Ausdrücke zu erklären und zu entschuldigen suchte. Da er mir bis jetzt nicht geantwortet hat, muß ich annehmen, die Sache gehe tiefer. Recht ist das nicht von ihm, indem doch mein ganzes Verhalten immer nur darauf gerichtet war, Keller in der Schweiz, speziell in Bern, wo das Volk ihn noch lange nicht kennt, zu popularisieren und ihm immer nur das Beste nachzusagen." Widmanns Befürchtung war aber unbegründet. Der Brief Kellers vom 25. Mai 1887 verscheuchte die Wolke und gab Keller Anlaß, Widmann einige freundliche Worte über sein kritisches Temperament zu sagen.

* * *

Vom Jahre 1881 hinweg kommt in dem Briefwechsel der Name Spitteler immer häufiger vor. Wenn es Widmann eine heilige Sache war, für Gottfried Keller mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit durch Jahrzehnte hindurch einzutreten, so war ihm die Anerkennung Spittelers in der Öffentlichkeit nicht minder eine Herzens- und Gewissenspflicht. Unverwandt hat Widmann während dreier Dezennien für Spitteler sich eingesetzt, sich aber nicht damit begnügt, in unzähligen Aufsätzen die Öffentlichkeit immer und immer

wieder auf Spitteler hinzuweisen, sondern auch einen guten Teil seiner privaten Korrespondenz mit literarischen Persönlichkeiten dazu verwendet, das Interesse für den Dichter des „Prometheus", der „Extramundana" und des „Olympischen Frühlings" zu erwecken. Nur widerstrebend und zögernd ließ sich Gottfried Keller herbei, den Dichtungen Spittelers Anteilnahme zu schenken. Am 8. Januar 1883 schreibt Keller an Paul Heyse*) über Spitteler: „Vor etwas länger als einem Jahre gab er in Aarau ein episches Gedicht ‚Prometheus und Epimetheus' in zwei Teilen heraus, von welchem gar nicht gesprochen wurde, außer von seinem nahen Verwandten Widmann, der aber sowohl diese Verwandtschaft als den Namen verschwieg, selbst den Freunden, die er für die Propaganda warb ... Unlängst sandte er mir nun die Extramundana, worin allerdings der Spaß aufhört ... Bis jetzt rührt aller Lärm einzig von Widmann her, der erstens ein leidenschaftlicher Anpreiser überhaupt ist, wo er sich erwärmt hat, und zweitens als ein zärtlicher Familienmensch kein Opfer scheut." — Keller war also im Glauben befangen, Widmanns Eintreten für Spitteler erfolgte aus Freundschafts- und Verwandtschaftsrücksichten, während doch Widmanns Apostelttätigkeit von seiner unerschütterlichen Überzeugung diktiert war, daß Spitteler einer der größten Dichter aller Zeiten sei. (Siehe: Jonas Fränkel, J. V. Widmann, Drei Studien [Amaltheaverlag].)

Bekanntlich ist es denn Widmann auch wirklich gelungen, Keller für Spitteler zu interessieren; schon am 27. Januar 1881 erklärte Keller vom „Prometheus": „Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten", und aus einem Schreiben Kellers an Rodenberg vom 22. Juli 1882 (Ermatinger, Band III, S. 399) geht hervor, daß Keller sich sogar mit der Absicht trug, für die „Deutsche Rundschau" einen Aufsatz über Spittelers Erstlingswerk zu verfassen und den Plan nur darum nicht ausführte, weil er von Adolf Frey

*) Der Brief ist abgedruckt in: Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel. Von Max Kalbeck. Verlag Westermann, 1919.

erfahren hatte, daß von diesem bereits ein Aufsatz über den gleichen Gegenstand eingesandt war. Natürlich war auch der Aufsatz Adolf Freys auf Widmanns Betreiben geschrieben worden wie denn Widmann unermüdlich bestrebt war, Mitstreiter für die Sache Spittelers zu finden. So wandte er sich auch an Baechtold mit dem Ersuchen: „.... Bei diesem Anlaß möchte ich Sie anfragen, ob Sie nicht in der ‚N. N. Z.' oder noch besser in der ‚Allg. Augsburger Ztg.' etwas über das so bemerkenswerte Gedicht von C. Spitteler (Tandem) sagen wollen? Kein Mensch regt sich. Das schwer verständliche Gedicht wird totgeschwiegen. Ich möchte Sie natürlich nicht drängen, und meine Frage geht einfach von der Voraussetzung aus, die Dichtung scheine auch Ihnen bedeutend, ganz aus dem Rahmen der Gewöhnlichkeit tretend. Was mich selbst betrifft, so hat mich der Verfasser, der mein Jugendfreund ist, gebeten, nichts in die Öffentlichkeit zu schreiben, damit er zuerst das Urteil von ganz freien, unbeeinflußten Kritikern vernehme. Aber nichts kommt. Schweigen ringsum. Die gewöhnlichen Kritiker haben nicht den Mut, kräftig ein Lob oder einen entscheidenden Tadel auszusprechen; sie begreifen das Buch zu wenig." (Ungedruckter Brief Widmanns an Baechtold vom 15. Februar 1881.)

Auch in einem Brief an den Grafen F. von Schack gab Widmann seiner höchsten Bewunderung für Spittelers „Prometheus" in enthusiastischer Weise Ausdruck. Die betreffende Stelle (ungedruckter Brief von 28. Oktober 1881) lautet:

„Was mein eigenes Urteil über Ihre Dichtung (die ‚Pleyaden', die im ‚Bund' von einem Mitarbeiter nicht eben lobend besprochen worden waren. Der Herausg.) betrifft, so muß ich aber des ferneren gestehen, daß ich dermalen und wohl noch für lange nicht fähig bin, eines abzugeben, nicht etwa, weil ich dies Gedicht nicht gelesen, sondern weil mein inneres Auge geblendet ist von dem Glanze eines andern Werks und ich nun wie einer, der in die Sonne gesehen hätte, Farben nicht unterscheiden kann. Dieses wunderbare Werk,

das mich so stumpf macht für alles, was in diesen Tagen geschrieben wird — und an meine eigenen Arbeiten möchte ich so wenig denken wie an Maulwurfshügel vor der Alpenkette —, dieses Werk heißt: ‚Prometheus und Epimetheus' von Carl Felix Tandem (Pseudonym natürlich!) und ist erschienen bei Sauerländer. Zwei Teile, die großen Schönheiten sind im 2. Bande; der erste befremdet zu sehr und doch auch da so viel wahre Größe, Seelenadel, Schönheit der Phantasie. Ich füge nur noch bei, daß auf den gewiß auch von Ihnen gewürdigten großen Novellendichter Gottfried Keller in Zürich diese Dichtung einen gewaltigen Eindruck gemacht hat; und daß er vermutlich nächstens der literarischen Welt von diesem neuen Stern erzählen wird."

Auf diesen Brief Widmanns an F. von Schack bezieht sich die Stelle in dem Brief Paul Heyses an Gottfried Keller vom 1. Januar 1883 (Kalbeck, Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel): „Zu meinem großen Erstaunen höre ich, daß dieser Nebulist (gemeint ist Spitteler) in Eurer klaren Höhenwelt schwärmerische Anhänger gefunden hat, so den trefflichen Widmann, der an Schack in überschwenglichen Ausdrücken von diesem tandem aliquando auferstandenen Genius geschrieben hat", worauf dann Keller den oben zitierten Brief an Heyse schrieb, in dem er sagt, daß „aller Lärm einzig von Widmann herrühre".

Carl Spitteler hat wiederholt öffentlich bekannt, daß Widmanns rege Anteilnahme von entscheidendem Einfluß auf sein Schaffen gewesen sei; besonders das durch Widmann veranlaßte Urteil Gottfried Kellers war für Spitteler vom höchstem Wert. In dem nach Widmanns Tod in der „Neuen Zürcher Ztg." (15./16. November 1911) erschienenen Aufsatz: „Was ich Widmann verdanke" sagt Carl Spitteler hierüber: „Mein Glück wollte, daß unter seinen (Widmanns) Bekannten Gottfried Keller war, und daß Gottfried Keller sich in außerordentlich zustimmender Weise über das Buch in einem Briefe an Widmann äußerte. Wenn ich diese Zustimmung nicht erhalten hätte, würde ich wahr-

scheinlich das Dichten aufgegeben haben; denn alle andern Stimmen lauteten absprechend, und wenn einem alle Welt auf Grund eines vorliegenden Werkes das Dichtertalent abspricht, so kann man wohl stutzig werden. Ohne Widmann aber hätte Keller von meinem Buche nichts gewußt."

* * *

In dem Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und J. V. Widmann taucht auch der Name Johannes Brahms des öfteren auf, und der Umstand, daß der Komponist von beiden Dichtern hochgeschätzt war, führte in der Folge dazu, daß Widmann in einem politischen Zerwürfnis mit Brahms Gottfried Keller als Schiedsrichter anrief. Anläßlich des Zürcher Musikfestes von 1874 lernten sich Brahms und Widmann persönlich kennen; Widmann war damals höchlich überrascht von dem Zusammentreffen der religiösen Lebensanschauungen von Brahms und Keller (siehe: J. V. Widmann, Johannes Brahms in Erinnerungen, Paetel, 1898). Im Jahre 1881 verlebten Keller, Brahms und Widmann gemeinsame Stunden in Zürich anläßlich einer großen dem Tondichter gewidmeten Aufführung. In einem Feuilleton (Johannes Brahms in Zürich, Nr. 346 des „Bund") berichtet Widmann darüber:

„Nach dem Konzerte füllte sich der mit chinesischen Lampen erleuchtete und mit den Büsten großer Musiker festlich geschmückte Tonhallepavillon mit einer ansehnlichen Menge, die sich freute, den Helden des Abends noch länger in ihrer Mitte zu sehen. Die Leiter des Konzertes hatten eine besondere Festtafel bereitet, an der die hervorragenden Musiker und Musikfreunde Zürichs, auch auswärtige Gäste, in nächster Nähe des Mannes Platz fanden, dem man diesen unvergeßlichen Abend verdankte. Der Dichter Gottfried Keller saß Johannes Brahms gegenüber, und es war eine Freude, diese beiden in ihrer Kunst so großen Meister hier an einem Tische zu sehen. Brahms hat bekanntlich mehrere Gedichte Gottfried Kellers komponiert."

Auch in Widmanns oben erwähntem Brahms-Erinnerungsbuch ist dieses Beisammenseins der beiden Meister gedacht. Es heißt dort: „Die Hauptsache, wenn zwei so wahrhaft Große zusammenkommen, ist das stille Grüßen von Genius zu Genius. Es war daher wahrhaft schön, zu sehen, wie diese beiden Männer von Anfang ihrer ersten Begegnung an einer im andern gleichsam ruhten und beide doch auch zu lebhaftem Gespräch angeregt waren, während Keller sonst einer neuen Bekanntschaft gegenüber sich in der Regel wortkarg und brummig verhielt."

Und nun der Vorfall, welcher dazu führte, daß Gottfried Keller das Schiedsrichteramt zwischen Widmann und Brahms zu übernehmen hatte. Widmann war bekanntlich Journalist aus Temperament; zu jeder Tagesfrage nahm er rasch entschlossen Stellung. „Was immer geschehen mochte, alles regte ihn an zu Freude und Lob oder zu aufbrausendem Zorn", sagte von ihm sein langjähriger Kollege Dr. M. Bühler in seiner Leichenrede. Nicht selten schrieb Widmann auch in den politischen Teil des „Bund", und so erschien denn eines Tages, am 19. August 1888, der folgende, mit dem den Lesern wohlbekannten kleinen w gezeichnete Artikel:

w. „Zweiundvierzig Millionen Deutsche auf der Strecke. Wir dürfen nicht voraussetzen, daß die waidmännische Sprache allen unsern Lesern mund- und ohrgerecht sei. Daher erlauben wir uns, ihnen hier zu erklären, was der deutsche Kaiser, laut unserm Telegramm von gestern, auf dem Bankett zu Frankfurt an der Oder am 16. dies eigentlich gesagt hat. Nachdem er des eisernen Charakters des Truppenführers Prinzen Friedrich Karl und der Schlacht von Vionville gedacht hatte, rief er unter anderm aus: ‚Das Errungene wird nicht wieder aufgegeben werden; lieber wird man achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Deutsche auf der Strecke liegen lassen, als nur einen Stein vom Errungenen sich nehmen lassen. In diesem Sinne trinke ich auf das Wohl der Brandenburger Stadt Frankfurt und des dritten Armeekorps.'

„Nun ist ‚auf der Strecke liegen' der waidmännische Ausdruck für die Art und Weise, wie nach einer großen Treibjagd das Wild in Reihen hingelegt wird mit gestreckten Gliedern. Die fürstlichen Jäger schreiten stolz zwischen den Reihen der zur Strecke gebrachten Tiere hin. Der jetzige Kaiser hat das auf großen Hofjagden wohl schon hundertmal mitgemacht, und jetzt, da er eines möglichen Krieges gedachte, sah er seine Völker genau so ‚auf der Strecke liegen' wie seinerzeit auf dem Platze vor dem Jagdschlosse die Reihen der niedergeknallten Hirsche und Rehe. Wir gestehen, daß uns diese Gedankenassoziation im Geiste des jungen Herrschers und dieser Ausdruck in seinem Munde einen tieferen Blick in sein Wesen eröffnet hat als alles, was sein früherer Lehrer und Erzieher Hinzpeter neulich über den fürstlichen Zögling zu veröffentlichen für gut fand. Das ist es ja, was die Dramen großer Dichter so ergreifend macht, daß oft ein einziges Wort, das einem Richard III. oder einem Julius Cäsar in den Mund gelegt wird, uns mehr enthüllt, als ein ganzes Kompendium der Weltgeschichte. Der junge feurige Mann, der gegenwärtig die Deutschen regiert, spricht aus dem Vollen heraus, wie er fühlt und denkt, und offenbart demgemäß eine Menschenverachtung, wie sie vielleicht für einen Soldatenkaiser das Richtige ist. Oder liegt etwa in jenem Vergleich der in Schlachten hinfallenden Völker mit dem zur Strecke gebrachten Wilde nicht eine Brutalität jener Art, wie sie auch von Friedrich dem Großen erzählt wird, als er seine im Kartätschenfeuer wankenden Grenadiere mit dem grimmig witzigen, im Grunde scheußlichen Worte gegen den Feind trieb: Ihr Hunde! wollt ihr denn ewig leben? ‚In diesem Sinne', so schloß der junge Kaiser seinen Toast, ‚in diesem Sinne trinke ich auf das Wohl der Brandenburger Stadt Frankfurt.' Uns würde es in diesem Augenblick vorgekommen sein, als ob der Trank im Becher sich uns in Blut verwandelte.

„Wir fügen noch bei, daß eine ganze Anzahl deutscher Zeitungen, die offenbar ihren Augen nicht trauten, als sie

das Telegramm aus Frankfurt an der Oder erhielten, den Ausspruch des Kaisers zu umschreiben für notwendig erachteten und ihn z. B. mit ‚Opfertod der deutschen Armee' usw. übersetzten. Dagegen bringen ihn gerade die ersten und größten Blätter, darunter offizielle und offiziöse. Die ‚Köln. Ztg.' gibt den Satz, den man nicht so bald vergessen wird, etwas verständlicher, insofern, als der Kaiser gesagt haben soll, er wolle lieber achtzehn Armeekorps, die Blüte von zweiundvierzig Millionen Deutschen, auf der Strecke liegen sehen, usw.... An der moralischen Qualität des Ausspruchs wird damit natürlich nichts geändert."

Dieser Artikel Widmanns im „Bund" führte zu einer vorübergehenden ernstlichen Trübung der herzlichen Freundschaft, welche Widmann und Brahms verband. Der Tondichter weilte in jenem Sommer, wie schon in den beiden vorangehenden Jahren, in Thun und sandte von dort aus am 20. August 1888 an Widmann ein im Tone einer zornigen Strafpredigt gehaltenes Schreiben*), das Widmann in nicht geringe Aufregung versetzte und ihn veranlaßte, am 27. August „die ihn tief betrübende Angelegenheit" Gottfried Keller vorzulegen. Am 30. August antwortete dieser, und am 10. September dankte Widmann Keller für den „guten Brief, der Wind und Sonne so gerecht verteilt", sah sich aber veranlaßt, beizufügen, daß er inzwischen mit Brahms und dessen Musikverleger Simrock aus Berlin einen scharfen mündlichen Disput über politische Dinge gehabt und nun neuerdings im „Bund" zur Feder gegriffen habe in einem „Zusatz der Redaktion zu einem Artikel von R. Kelterborn über historische Abreißkalender". Dieser Artikel Widmanns (den er Keller übermachte) hatte folgenden Wortlaut (Sonntagsblatt des „Bund" vom 9. Sept. 1888):

---

*) In seinem vollen Wortlaut mitgeteilt in: Johannes Brahms, Briefe an J. V. Widmann. Herausgegeben von Max Kalbeck. Verlag der deutschen Brahmsgesellschaft. Berlin 1915.

Der Wert historischer Kalender, von K. Kelterborn.

Zusatz der Redaktion.

Nur das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! möchten wir unserm geehrten Mitarbeiter zurufen, dem wir bis jetzt das Wort gegeben haben zu einer gewiß recht viel wahre Bemerkungen enthaltenden Philippika gegen die historischen Kalender. Wir wollen auch gar nicht eine Disputation mit ihm anheben, sondern einfach eine kleine Geschichte erzählen, die wir selbst erlebt haben.

Am 30. August dieses Jahres führten wir im Laufe des Nachmittags ein sehr erregtes politisches Gespräch mit zwei deutschen Herren, die durchaus bestritten, daß die schweizerische Freiheit irgendwie der Schweiz einen Vorrang vor den Verhältnissen im deutschen Reiche einräume. Wie das so geht, wälzten wir in einigen schlaflosen Stunden der folgenden Nacht diese Gedanken in uns, und düstern Mutes erhoben wir uns andern Tages, am 31. August, vom Lager. Wie wir nun in unser Arbeitszimmer traten und mechanisch am Abreißkalender den gestrigen Tag entfernten, da glitt unser Blick auf die historische Notiz des neuen Tages. Was meldete sie?

31. August 1469.

Der deutsche Kaiser Friedrich III. tut die Eidgenossen in die Acht.

„Na!" sagten wir uns und schmunzelten und fühlten uns wie neugeboren, „na, wenn die Reichsachterklärung vor vierhundertneunzehn Jahren schon unserer guten Schweiz nichts hat anhaben können (und so eine Reichsacht war doch gewiß eine harte politische Rede von einem hohen Herrn!), na, dann können wir's auch aushalten, wenn heute und morgen und übermorgen jemand die schweizerische Freiheit für ein Nasenwasser hält." Und seither habe ich meinen Abreißkalender lieb.

J. V. W.

Das politische Zerwürfnis mit Brahms beschäftigte Widmann zu jener Zeit sehr stark. Das geht auch aus einem Briefe an Hegar hervor, der den Handel in noch schärfere Beleuchtung rückt. Das hier zum erstenmal veröffentlichte Schreiben, datiert vom 2. Sept. 1888, lautet in der Hauptsache:

„. . . Inzwischen ist aber bei mir etwas recht Trauriges vorgefallen, wozu ich Dir das Aktenstück hier beilege. Unter diesem Aktenstück verstehe ich nicht etwa das ebenfalls beiliegende Libretto zur Brüllschen Oper, das mir im Gegenteil Freude macht, sondern die beiliegende Nummer des ‚Bund'. Der Artikel, den ich darin habe erscheinen lassen über die Kriegs- und Jagdrede des deutschen Kaisers hat zwischen Brahms und mir nachgerade eine solche Spannung erzeugt, daß darüber das bisherige herzliche Verhältnis wohl in die Brüche gehen wird. Zuerst nahm Brahms die Sache noch ziemlich leicht, schrieb mir über den Artikel einen zwar etwas konfusen, aber ganz artigen Brief und besuchte mich auch noch letzten Sonntag. Inzwischen hatte er aber eine Erwiderung der Berliner ‚Nationalzeitung' gelesen, welche den ‚Bund' sehr giftig angriff. Diese scheint sein patriotisches Gefühl aufgeregt zu haben und so kam es, daß er, als ich ihn letzten Montag zum Bahnhof begleitete, plötzlich gegen mich in Ausdrücken des ingrimmigsten Zornes losbrach. Er warf mir vor, den deutschen Kaiser ‚begeifert' (!) zu haben, sprach von meinem blinden Deutschenhasse, kurz, gebärdete sich so heftig, daß ich vor Kränkung über alle seine ungerechten Worte gar nicht einmal den Mund zu einer Antwort auftun wollte.

„Beim Auseinandergehen hatte ich das Gefühl, er werde mein Haus nie mehr betreten. Um so mehr war ich überrascht, daß er letzten Donnerstag dann doch noch kam, freilich nur als Begleiter Simrocks, der mit Frau und Tochter vom Gurnigel heimreiste. Anfangs tat er so, als ob er im Wagen allein wollte sitzen bleiben und gar nicht aussteigen. Als hievon niemand Notiz oder vielmehr jedermann dies für einen Scherz nahm, stieg er doch aus und kam ins Haus.

„Leider lenkte nun aber Simrock sofort das Gespräch wieder auf die Politik, und abermals fuhr nun Brahms in einer Heftigkeit auf mich los, die mir bewies, daß er in seiner Vaterlandsreligion tödlich getroffen ist. Infolge der häßlichen Diskussion, bei der ich mich möglichst auf der Defensive hielt, während Brahms und Simrock die schweizerische Freiheit in den Kot zogen, war dann der Abschied gegenseitig ein sehr kühler.

„Ich schrieb andern Tags an Brahms ein paar Worte des Inhaltes, daß wir doch die leidige Politik künftig möchten beiseite lassen. Er hat nicht geantwortet. Dagegen sagte er schon am Donnerstag, er werde wohl plötzlich nach Berchtesgaden übersiedeln.

„So stehen die Sachen nun. Ich glaube nicht, daß Brahms geradezu mit eclat sich von uns lossagen werde; ich erwarte sogar, daß er vor der Abreise noch einmal kommen werde, um äußerlich die gute Form zu bewahren. Aber ich fühle, daß es ihm bei seiner fanatischen Deutschtümelei unmöglich ist, obwohl er gewiß gern möchte, mit mir künftig in einem intimen Verhältnisse zu bleiben.

„So wird es wohl zu keinem Triospiele und dergleichen mehr kommen. Ich enthalte mich hier aller Reflexionen über den traurigen Vorfall. Nur das eine Wort drängt sich mir immer auf: ‚Wenn das am grünen Holze geschieht', d. h. wenn ein deutscher Künstler und Meister wie Brahms so fanatisch sein kann, was darf man von der Masse erwarten!"

Für immer vermochte freilich die politische Meinungsverschiedenheit das herzliche Verhältnis zwischen Brahms und Widmann nicht zu zerstören. In seinem Buche „Brahms in Erinnerungen" berichtet Widmann, daß er Brahms von Gottfried Kellers Brief und Schiedsrichteramt nichts sagte, „um an die verharschende Wunde nicht zu rühren. In stillschweigender Übereinkunft vermieden wir auf längere Zeit hinaus politische Gespräche, nachdem wir einmal erfahren hatten, wie heiß die Köpfe dabei werden konnten. Der Humor trat wieder in sein Recht, dies bald so sehr, daß kleine Sticheleien, die der eine oder der andere in bezug auf

unseren Hader riskierte, gerade dadurch, daß wir sie nicht scheuten, die Herzlichkeit des wiedergewonnenen Einverständnisses bewiesen."

Diese Sticheleien bestanden von seiten Brahms' darin, daß er in den folgenden Briefen Widmann meistens mit „Lieber Freund und Republikaner" oder mit „Lieber freier Schweizer" anredete, und noch am 24. Januar 1891 stichelte er, auf einen Besuch Widmanns in Meiningen anspielend (wo Widmanns „Oenone" aufgeführt wurde): „auf ein Zusammensein in Meiningen freue ich mich wirklich ungemein. Sie werden sich gegenseitig sehr, sehr gefallen, und ein kleiner Spaß ist es doch auch, Sie, der Sie so gern einen Republikaner vorstellten, im Fürstenhof höchst behaglich sich herumtreiben sehen." Und als 1893 Brahms und Widmann wieder am Hofe zu Meiningen verweilten (anläßlich der Aufführung von Widmanns Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse"), leistete sich Brahms, wie Widmann erzählt (Brahms in Erinnerungen), den Spaß, „daß er mir jeden Morgen den Puls fühlen wollte, um festzustellen, ‚ob das dickflüssige, schwarzgallichte Blut des rauhen Republikaners Verrina sich schon einigermaßen in das dünne, tänzelnde des Hofmarschalls von Kalb verwandelt habe".

Daß übrigens Widmann durch seine Besuche am Hof zu Meiningen sich in seinen republikanischen Überzeugungen nicht im geringsten stören ließ, kann in seinen „Der Musenhof zu Meiningen" („Sommerwanderungen und Winterfahrten", Huber, 1897) betitelten Erinnerungen nachgelesen werden.

Die Freundschaft zwischen Widmann und Brahms dauerte trotz der politischen Meinungsverschiedenheit fort. Im September 1889 trafen sie sich auf Brahms' Veranlassung in Baden-Baden, und in den Jahren 1890 und 1893 wurden gemeinsame Reisen nach Italien unternommen, die in bester Harmonie verliefen. Zum letztenmal begegneten sich die Freunde auf dem Züricher Musikfeste des Oktobers 1895, dreiviertel Jahre vor Brahms' Todeskrankheit.

* * *

So viele Briefe Keller und Widmann im Laufe der Jahre gewechselt, so selten haben sie sich persönlich gesehen. Wiederholt kündigte Keller seinen Besuch in Bern an; aber immer blieb es bei der Absicht. Der schwer bewegliche Dichter war überhaupt nur einmal in seinem Leben in Bern (1878), nur für ein paar Stunden, und damals haben sich Widmann und Keller nicht getroffen. In Zürich sahen sie sich zwei- oder dreimal von Angesicht, 1873 und 1882. Der letzte Brief, den Widmann an Keller schrieb, war ein warmes Kondolenzschreiben zum Tode von Kellers Schwester Regula; den allerletzten richtete er an ihn im Auftrage des schweizerischen Bundesrates, jenes Glückwunschschreiben zum 70. Geburtstage. Und wenn es in dem Nachruf, den Widmann am 18. Juli 1890 Gottfried Keller im „Bund" widmete, heißt, daß Keller lange nachdem er seine besten Werke geschrieben, „unbeachtet und verkannt blieb, wie seine schönsten Mannesjahre ihm vergingen, ohne daß jemand seinem vollen Wert Verständnis entgegenbrachte", so darf zu Josef Viktor Widmanns ehrendem Gedächtnis gesagt werden, daß gerade er sein redlich Teil dazu beigetragen hat, die Bekanntschaft des Schweizervolkes mit den Werken Gottfried Kellers zu mehren. Von der warmen Verehrung, die er Keller zeitlebens entgegenbrachte, legen außer seinen vielen Besprechungen auch die Briefe, die hiermit der Öffentlichkeit übergeben werden, beredtes Zeugnis ab.

Der Briefwechsel

Widmann an Keller.

Bern, 6. Januar 1874.

Hochverehrter Herr!

Darf ich Ihnen mein neuestes, soeben in Berlin herausgekommenes Gedicht: „Mose und Zipora“*) als einen Beweis meiner hochachtungsvollen Zuneigung zusenden? Ich tue es erst, wenn Sie mir schreiben, daß Sie darin keine Zudringlichkeit erblicken. Ich täte es aber gern, weil ich weiß, daß in diesem Gedicht etwas von dem schalkhaften Humor ist, der Ihnen selbst in so hohem Maße eigen ist und mich in Ihren Schriften so oft schon entzückt hat.

Es war mir im verwichenen Herbst eine große Freude, Sie persönlich kennen zu lernen**). Ich will Ihnen hier keine Schmeicheleien sagen; aber daß ich mich von Ihnen mächtig angezogen fühle, darf ich wohl gestehen.

Ich bin mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr ergebener

J. V. Widmann,
Schulvorsteher in Bern.

---

*) Mose und Zipora. Ein himmlisch-irdisches Idyll in zwölf Gesängen. Springer, Berlin, 1874.

**) Diese erste Begegnung mit Keller fand im Oktober 1873 in Zürich statt. Es liegen darüber folgende handschriftliche Aufzeichnungen J. V. Widmanns vor: An seine Schwester Anna schrieb Widmann am 15. Oktober 1873: „Am 5., 6. und 7. Oktober war ich in Zürich zu Besuch bei Kinkel. Den Dichter Gottfried Keller habe ich bei diesem Aufenthalt in Zürich zum ersten Mal gesehen und für diesen kleinen, wunderlichen, ziemlich alten, groben und verschlossenen, dabei aber von Witz und Humor fast zerspringenden Mann eine große Zuneigung gefaßt.“ — Widmann an Spitteler am 20. Oktober 1873: „Neulich in Zürich habe ich Gottfried Keller kennen und hochschätzen gelernt. Lustig ist seine rauhe Außenseite.“

Keller an Widmann.

Zürich, den 8. Januar 1874.

Hochverehrter Herr!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr gütiges Anerbieten sowohl als für die freundlichen Worte, mit welchem Sie es begleiten, und begreife nicht recht, wie ich zu einer so kurioſen Auffaſſung Ihrer ſchönen Gabe kommen ſollte, wie Sie befürchten!

Leider habe ich gegenwärtig nichts zur Verfügung, das mir als Erwiderung dienen könnte, hoffe aber im nächſten Frühjahr wieder ein Büchlein fertig zu bringen.

Ich bin ſehr begierig auf Ihren Moſe und ſeine Zipora und hoffe darin wieder auf die gleichen luſtigen und äſthetiſchen Vorzüge zu ſtoßen wie in Ihrem letzten romantiſchen Epos *).

Ihre Sendung alſo wie Ihre freundſchaftliche Geſinnung mit beſtem Dank erwidernd, bin ich mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihr G. Keller,
nicht Profeſſor!

Widmann an Keller.

Bern, 10. Januar 1874.

Hochgeehrter Herr!

Ich geſtehe, daß mein Brief in einer Beziehung eine Finte war, die aber durch mein Geſtändnis zur Milch der frommſten Denkungsart wird. Nämlich: (incipit lamentatio) Mein Verleger hat mich mit den Freiexemplaren im Stich gelaſſen; dieſelben ſind zwar aviſiert, kommen aber fortwährend nicht an. Ich nun, um Sie zu verhindern, etwa auf andere Weiſe mein Idyll zu beziehen, ſchrieb einſtweilen meinen Brief an Sie in der Meinung, bis Sie mir antworteten, würden die Freiexemplare ſchon da ſein. Sie ſind aber noch immer nicht da, und in den hieſigen Buchhandlungen iſt der erſte Vorrat verkauft (wie erfreulich für mich). Alſo bitte ich Sie, einige Tage lang das Nichterſcheinen

*) Kaloſpinthechromokrene oder Der Wunderbrunnen von Js. Epiſche Dichtung in zwölf Geſängen von Messer Lodovico ariosto Helvetico (J. V. Widmann). Frauenfeld, Druck u. Verlag von J. Huber 1871.

meines Mose nicht übel auslegen zu wollen. Plötzlich soll das Buch seine Aufwartung machen. —

Mit Ihren freundlichen Zeilen haben Sie mich recht herzlich erfreut. — Hochachtungsvoll mit bestem Gruße

Ihr ergebener

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Wien, den 19. Juli 1874.

Verehrter Herr!

Daß ich, auf einer Ferienreise begriffen, und eine müßige Stunde benutzend, Ihnen von hier aus schreibe, mag Ihnen beweisen, daß meine Schuld tief empfunden ist, die ich gegen Sie trage wegen versäumten Dankes für Ihren „Mose" und Nichtbeantwortung ihres Wohlwollens.

Die Art, wie ich dazu gekommen bin, die Sache erst um Tage, dann um Wochen, dann um Monate aufzuschieben, will ich nicht auseinandersetzen; sie ist Ihnen vielleicht aus eigener Erfahrung bekannt. Ihre schöne Dichtung anbetreffend, muß ich allerst gestehen, daß deren Besprechung in der Presse, soweit sie mir bekannt und namentlich auch von Zürich ausging, mich keineswegs befriedigte. Die Partie mit dem lieben Gott etc., namentlich dessen Teilnahme an der Hochzeit, wurde geradezu schnöd unterschätzt und philistros behandelt. Dagegen würde ich, wenn ich was zu sagen gehabt hätte, den Wunsch ausgesprochen haben, daß es Ihnen gefallen möchte, Ihr reiches Talent nicht zur Übung des schon Dagewesenen, wie mehr als einmal, zu verwenden, wie zum Beispiel diesmal zur Hirten- und Schäferpoesie des Cinquecento und des siebzehnten Jahrhunderts der Romanen. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ein heutiger Maler durchaus Bilder malen wollte, die man für echte Italiener oder Spanier halten könnte, was freilich immerhin etwas Rechtes wäre. Sie sehen, daß ich meine Dankbarkeit mit aufdringlicher Offenheit verderbe. Wir sprechen wohl ein mehreres einmal mündlich über alles. Jetzt weiß ich nichts

Rechtes vorzubringen, da mir das Buch zum nochmaligen Durchfliegen nicht zur Hand ist.

Dann habe ich Ihnen auch meinen demütigsten Dank auszusprechen für die Herzensergießung, welche Sie in der „Illustrierten Schweiz“ *) über meine Wenigkeit so wohlwollend und beschämend deponiert haben. Über zwei Dinge mußte ich dabei lachen; erstens darüber, daß Sie mir wegen des odiosen Wurst wider Wurst durch den Aufsatz unmöglich gemacht haben, Ihren „Mose“, wie ich mir vorgenommen hatte, eingehend zu besprechen und ich so um eine etwelche Mühe und Arbeit kam; zweitens darüber, daß ich wieder einmal in meiner teuren Schweiz habe aufgewärmt werden müssen, was regelmäßig alle fünf Jahre vor sich geht und immer einem angenehmen Verjüngungsprozesse gleicht für so einen alten Kerl.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, 28. August 1874.

Hochverehrter Herr!

Ich nehme an, Sie seien nun wieder in Zürich, und komme, Ihnen für den freundlichen Brief zu danken, den Sie von Wien aus an mich gerichtet haben. Daß Sie in Wien waren und sich dort gut amüsierten, wußte ich schon von Brahms, der mehrere Tage bei mir zubrachte und mir davon erzählte. Ich wollte aber lieber, er hätte mir das nicht zu erzählen gehabt, sondern Sie wären leibhaftig dagewesen, und wir hätten alle drei ein wenig viel gekneipt und geplaudert, was Brahms, der ein lieber, göttlicher Mensch ist, gut versteht.

Falls Sie zum Murtenschlachtjubiläum kein Preisgedicht liefern — ich hab' es auch nicht im Sinne —, könnten wir uns zur Belohnung unserer Enthaltung in das Preisgericht wählen lassen und diesen Herbst in Bern oder Freiburg oder Murten die Sitzung abhalten, wobei wir gemütliche Anlässe

*) Jahrgang 1874, S. 142: „Die Leute von Seldwyla.“ (B.)

fänden. Sonst freilich lüstet es mich nicht, in einem Preisgericht zu sitzen; es wäre nur, um mit Ihnen einen oder ein paar Tage durchzuschwindeln.

Was Mose und Zipora betrifft, so erlebe ich dermalen in der deutschen und in der schweizerischen Kritik eine so ganz von falschem Standpunkt ausgehende, unrichtige und daher ungünstige Beurteilung, daß ich wirklich bedaure, Sie verhindert zu sehen, den Leuten den Standpunkt klarzumachen. Dr. Ferdinand Vetter in Aarau hat in der deutschen Dichterhalle zuerst sich hinter den Spiegel gestellt statt vor den Spiegel; dann sieht man freilich kein Bild; aber das ist seine Schuld. Nun haben es ihm andere nachgemacht, so ein Dr. Hagen*) hier in Bern, der auch das Horn der Religionsgefahr geblasen und mir bei dummen Leuten meine Stellung als Mädchenlehrer beinahe gefährdet hätte. Wenigstens ist hier ein gemeines Geschrei über meine tiefe Entsittlichung. Kinkel in der Allg. Augsburger meinte es ja herzlich gut; aber er schrieb diese Kritik bei großer Hitze**). Sie mögen sich über die Initialen geärgert haben, wenn Sie den Artikel sahen.

Ließe sich das nicht machen, daß Sie bei Gelegenheit einmal nicht rezensierten, aber sagten, wie man so etwas rezensiere müsse? Mose hat ja viele Ähnlichkeit mit Ihren Legenden, die man auch nicht allgemein begriffen hat. Die meisten Rezensenten sind noch so einseitig, daß sie, wenn sie Schillers Jungfrau von Orleans gut finden, über die pucelle von Voltaire schimpfen zu müssen glauben, und umgekehrt, statt gelten zu lassen von verschiedenen Gesichtspunkten aus jedes Ding in seiner Eigenart.

Daß übrigens Mose Renaissance-Poesie ist, damit haben

---

*) Dr. Herm. Hagen (1844—1898), Sohn des Historikers Karl Hagen in Heidelberg-Bern. Seit 1874 außerord., seit 1878 ord. Professor der klassischen Philologie an der Berner Hochschule.

**) Am 11. Juni 1874 schrieb Kinkel an Widmann einen Brief (er fand sich nebst andern Briefen Kinkels im Nachlaß Widmanns, ungedruckt), der mit den Worten beginnt: „Diese trockne Hitze macht einen ganz kaput."

Sie ganz recht; auch ist es richtig, daß man in solchem Genre nicht mehreres schaffen soll. Ich glaube auch, ich sei auf dem Wege, aus dieser Richtung herauszukommen; aber „dem Zeitgeist zu dienen", wie mir die N. Zürcher Zeitung anrät, dazu bin ich doch noch zu gut. Es gibt ja Leute wie Haggenmacher*) und Wysard!**) — Ich denke mich im Märchenwalde bleibend anzusiedeln, sobald ich einen Romanzenkranz, den ich jetzt angefangen, vollendet habe***).

Ihre Gedichte im Schweizerhaus sind sehr schön****). Meine Frau sah sie zuerst und las sie staunend, ohne nach der Unterschrift zu sehen; dann begriff man, warum sie gepackt hatten.

Zum Schlusse bitte ich noch um Ihre Photographie, falls Sie nicht etwa ein Gelübde getan haben, dieselbe niemals zu verschenken. Ich lege unaufgefordert die meinige bei. Meine Frauenzimmer wüßten solche Gabe von Ihnen hoch zu schätzen. Kommen Sie einmal zu uns. Meine Frau ist eine Winterthurerin, früh nach Indien gegangen, nicht vom gewöhnlichen Schlage ihrer Landsleute.

Mit herzlichem Gruß hochachtungsvollst

Ihr ergebener

J. V. Widmann.

---

*) Otto Haggenmacher (1843—1918), Stiefsohn Professor Johannes Scherrs, Pfarrer und Religionslehrer in Zürich, gab 1873 bei Cäsar Schmidt „Dichtungen" heraus, „Atlantis" 1874. Siehe seine Biographie von Rud. Hunziker.

**) Alex. Phil. Wysard, geb. 1840 in Biel, seit 1873 Prediger in der kantonalen Strafanstalt des Kt. Zürich und Religionslehrer in Zürich. Veröffentlichte religiöse und politische Gedichte sowie Reiseschilderungen in der „N. Zürcher Zeitung" (siehe Poetische Nationalliteratur der Schweiz, herausgegeben von Honegger).

***) „Don Juan d'Austrias Kindheit". Romanzenzyklus von J. V. Widmann (Schweizerischer Miniatur-Almanach auf das Jahr 1876). — Don Juan-Romanzen von J. V. Widmann (Fortsetzung der vorigen). (Das Schweizerhaus, ein vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1879.)

****) Der Jahrgang 1874 des „Schweizerhaus" veröffentlichte die Kellerschen Gedichte Revolution und Krötensage.

Keller an Widmann.

Zürich 6. I. 75.

Hochverehrter Herr!

Ich habe Sie hinsichtlich Ihres freundlichen Briefes vom 28. August vor. Jr., der mir soeben in die Hände fällt, wieder schmählich im Stich gelassen und komme auch jetzt noch nicht, das Versäumte nachzuholen, will dasselbe vielmehr bei einer nicht mehr lange ausbleibenden Anwesenheit in Bern mündlich tun.

Was mich jetzt zu diesen Zeilen treibt, ist der plötzliche Gedanke, daß Sie oder ein anderer des Preisgerichts über die Murten-Kantate, weil ich Ihre diesfällige Anfrage wegen Übernahme einer Richterstelle nicht beantwortet habe, auf den Einfall geraten könnten, ich hätte selbst konkuriert; ich bitte Sie also, jede allfällig auftauchende Vermutung der Art zu unterdrücken.

In der Tat lag mir das Dichten sowohl wie das Richten gleich fern, u. namentlich letzteres ist mir gründlich zuwider geworden.

Im übrigen wünsche ich Ihnen viel Vergnügen u. gute Verrichtung.

Könnten Sie mir nicht einen Abdruck Ihres Operntextes der Widerspenstigen verschaffen, nötigenfalls leihweise. Ich bin neugierig, wie Sie dieselbe gezähmt haben.

Vielmals grüßend Ihr ergeb.

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, 8. Januar 1875.

Hochverehrter Herr!

Sie stellen eine „nicht mehr so lange ausbleibende Anwesenheit in Bern" in Aussicht, worauf sich außer mir noch manche Leute freuen, z. B. Dr. Jacob Frey, dem ich davon gesagt. Ich hoffe, daß Sie sich dann einige Zeit hier aufhalten. Wenn es Ihrem Unabhängigkeitsgefühl nicht unerträglich ist, bitte ich Sie, mein Haus als das Ihrige anzusehen.

Eigentlich hätte ich mich gar nicht gewundert, wenn Sie geschrieben hätten, Sie müßten für einige Zeit aus Zürich *fliehen*. Denn so den Grimm der in Zürich dominierenden Reformer zu reizen, wie Sie dies in Ihrer Novelle vom „verlorenen Lachen" tun, — das ist doch keine kleine Sache. Selbst hier, wo man die Sache ganz anders betreibt als in Zürich, haben gewisse Leute nicht wenig gemurrt. Mir persönlich hat die Novelle sehr eingeleuchtet, nicht nur in der köstlichen Ausführung, sondern auch in der Idee, wenn ich dieselbe nämlich recht verstehe. Mir scheint es, Sie wollen den Leser darauf führen, daß Religion wie andere schöne Talente eine edle, persönliche u. *menschliche* Eigenschaft sei, unabhängig von den Religionsvorstellungen, die man hat. So sind z. B. die beiden armen Pietistenweiblein gut und religiös nicht *durch* ihre Religionsmeinung, sondern sogar *trotz* derselben, usw.

Wir haben über diese Novelle viel gestritten, so auch in unserm Samstagskreise, dem frohesten und ausgelassensten in ganz Bern, wo Bundesrat Schenk, Dr. Vogt, Direktor Kummer, Fürsprech Sahli, Professor Holsten, der überschwengliche Musiker Reichel und ich zusammensitzen*). Ich nenne Ihnen die Personen dieses Kreises, weil alle Ihre warmen Verehrer sind, und weil ich Sie, wenn Sie über einen Samstag in Bern sind, gerne in diese Gesellschaft einführen möchte, wobei ich Ihnen vor Reichels Umarmungen meinen persön-

*) Die Teilnehmer der sogenannten „Schwefelbande", die sich, mehrere Jahre lang, jeden Samstagnachmittag abwechselnd bei einem der Mitglieder zum schwarzen Kaffee zusammenfanden, dann in des Café Sedelmayr sich begaben und da in geistreicher Unterhaltung bis in die Nacht hinein zusammensaßen. Das „Archiv" dieser Vereinigung hat sich im Nachlaß Widmanns vorgefunden. Die regelmäßigen Teilnehmer waren: Bundesrat Karl Schenk (1823—1895), Dr. Adolf Vogt, Professor der Hygiene (1823—1907), Joh. Jak. Kummer, bernischer Regierungsrat, dann Direktor des eidg.-statistischen Bureaus (1828—1913), Fürsprech Chr. Sahli, geb. 1825, Mitglied des Ständerates, Karl Holsten (1825 bis 1897), Professor der Theologie an der Berner Hochschule, Adolf Reichel (1817—1896), Musikdirektor in Bern von 1867—1896.

lichen Schutz zusichere. Ganz besonders hat uns allen Dietegen eingeleuchtet. Das ist aber auch eine ganz herrliche Erfindung, ein kühnes und graziöses Capriccio. Wie das Mädchen auch erst unter den Galgen muß und dann endlich die Hochzeit! Und wie schön spielt der Burgunderfeldzug da hinein! —

A propos Burgunderfeldzug — also Murten. Ich glaube, es habe da bei den Murtenern ein Schreibfehler mit G. K. stattgefunden. Man hat gewiß Sie haben wollen und Sie mit Kinkel verwechselt. Da Sie aber eine solche Antipathie gegen Kampfgerichte haben, ist es ja für Sie gut. Die eingelangten Gedichte habe ich noch nicht gesehen. Sie können mir aber glauben, daß ich ein wirklich von Ihnen Stammendes sofort herausgefunden und daher auch gemerkt hätte, daß Sie nicht unter den Bewerbern sind, was ich übrigens stillschweigend vorausgesetzt habe*). —

Anbei das Libretto, welches Sie behalten können**). Mitte dieses Monats kommt die Oper in Wien zur Aufführung. Die Musik von Götz ist ganz herrlich. Mein Verdienst ist nur ein theatralisch-musikalisches, kein poetisches, wie Sie sehen werden.

Ich bin mit freundlichem Gruße hochachtungsvollst Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 23. Sept. 1875.

Verehrtester Herr!

Der Redaktor der schweiz. Dichterhalle***) (horribile auditu!) macht mir die naive Zumutung, ich solle Sie für sein Blatt zum Mitarbeiter gewinnen. Ich huldige jedoch dem Grundsatze:

*) Das Preisgericht für die Murten-Kantate bestand aus Gottfried Kinkel (Zürich), Mähly (Basel) und Widmann (Bern). Der erste Preis wurde Salis (Liestal) zuerkannt (ungedruckter Brief Widmanns an Karl Spitteler vom 13. März 1875). Die Kantate (von Kempter komponiert) kam an der Schlachtfeier in Murten (1876) zur Aufführung.

**) Widmanns Libretto zu der Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" von Hermann Götz. (B.)

***) Rud. Fastenrath, geb. 1856 in Kreuzweg i. W., gab 1909 „Neu Deutschlands Dichterschatz" heraus (Selbstverlag, Berdigliora, Tessin).

Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu.

Nur will ich Ihnen doch nicht verschweigen, daß man an mich dieses Ansinnen gestellt hat. Ich selbst habe mich bis jetzt nicht entschließen können, diesem Blatte Gedichte zu überlassen; auch für die Zukunft spüre ich keine Lust dazu. Ich stelle mir lebhaft vor, daß es Ihnen gerade so gehe.

Welche Freude ich am 4. Band Ihrer Leute von Seldwyla habe, kann ich hier nicht mit wenigen Worten sagen. Anfänglich packte mich besonders das verlorene Lachen. Seither ist mir aber in der Vorstellung die mittelalterliche Novelle*) doch noch lieber geworden.

Berthold Auerbachs Abhandlung über Ihr dichterisches Schaffen habe ich gelesen wie auch Vischers Studien. Es muß eine kuriose Empfindung erregen, sich so bei lebendigem Leibe psychologisch erörtert zu sehen.

Hochachtungsvollst mit bestem Gruße

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 23. September 1875.

Verehrter Herr und Freund!

Wessen Geistes Kind der Herausgeber der „Schweizerischen Dichterhalle" ist, können Sie daraus ersehen, daß er mich mit dem Vorgeben ködern wollte, Sie seien bereits zugesagter Mitarbeiter. Sie werden es mir nicht gerade nachtragen, daß ich dessenungeachtet dem Kerl gar nicht geantwortet habe und ihn, sofern er nochmals kommt, gehörig abschwarten werde. Es ist, wie ich höre, der gleiche Betriebsame, der vor einem oder zwei Jahren im Kanton Appenzell, wo die ärztliche Praxis frei ist, sich als siebzehnjähriger Mensch zur Behandlung der Frauenkrankheiten öffentlich empfohlen hat.

Übrigens wachsen mir, abgesehen von vorliegendem Fall,

*) Dietegen.

und so sehr ich ein Freund der Deutschen bin und ein Angehöriger ihrer Literatur sein mag, doch diese fortwährenden Anläufe deutscher Spekulanten, der sogenannten schweizerischen Poesie und Literatur unter die Arme zu greifen, nachgerade zum Halse heraus, und das augenblickliche Anbeißen unserer von Eitelkeit und Druckfieber geplagten Dilettantenwelt erregt jedesmal aufrichtigen Verdruß und Verachtung.

Das Unternehmen des gegenwärtigen Bummlers ist zudem eine pure Nachahmung der glorreichen „Deutschen Dichterhalle", welche ich mir seit drei Jahren zum Spaße halte und trotz der Beteiligung mancher namhaften Leute zu pathologischen Studien gebrauche, die in reichlichem Maße, was Torheit und Unverbesserlichkeit der Menschen betrifft, dort angestellt werden können.

Ich habe Ihnen nachträglich meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Sendung der „Bezähmten Widerspenstigen". Ich habe eine unrichtige Darstellung in irgendeiner Kritik, die meine Neugierde erregt hatte, nicht bestätigt gefunden. Übrigens gratuliere ich Ihnen zu der glücklichen und leichten Behandlung*).

Die Empfindungen über die psychologische Sektion durch Kritiker wie Vischer und Auerbach sind nicht sehr schauerlich; denn wo die Herren Anatomen, so erfreulich und fördernd ihre Arbeiten sind, das psychologische Gras im betreffenden Objekt wollen wachsen hören, sind sie meistens auf dem Holzweg, und der Betreffende kann dazu lachen.

Was schweizerische Poesie betrifft, so ließe sich jetzt in der Tat eher als vor einigen Jahren einmal ein mit einiger Auswahl und Exklusivität konfidentiell entstandenes Lebenszeichen

---

*) Über dieses Libretto schrieb Henriette Feuerbach an J. V. Widmann (23. Oktober 1874): „Das Libretto ist so ausgezeichnet, mit solchem musikalischen Verständnis und so poetisch und bühnenrichtig gemacht, daß ich außer Don Juan und dem Fidelio keinen Operntext wüßte, der ihm den Rang streitig machen könnte." („Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen." Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays, 1912, Meyer & Jessen, Berlin, Seite 295.)

auf dem Wege eines einzelnen Sammelbändchens zuwege bringen, wenn einmal geschweizert sein muß in solchen Dingen. Die jetzige auffallende Impotenz in Deutschland (vide „Dichterhalle" etc.) würde ein solches Vorgehen motivieren, um den publizistischen und literarischen Schwätzern eins auf die Finger zu geben (nämlich wegen des fortwährenden Getues, als ob von der Schweiz aus nur schwer was kommen könne). Aber ich möchte damit die ewigen Gründer einer schweizerischen literarischen Hausindustrie keineswegs unterstützen. Es dürften auch höchstens sechs bis sieben Leute zugezogen werden und unter der Voraussetzung, daß jeder etwas Rechtes zu geben bestrebt sein würde, kein Wiedergekautes, kein Alpenrösliches*) etc.

Überlegen Sie das Ding auch ein wenig; vielleicht sprechen wir einmal darüber. Ihr herzlich grüßender

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 25. September 1875.

Verehrtester Herr und Freund!

Herzlichen Dank für Ihre interessanten Zeilen. Damit übrigens puncto Fastenrath kein Mißverständnis aufkomme, will ich Ihnen gestehen, daß ich auf seine vielen drängenden und bittenden Briefe hin ihm in Aussicht gestellt hatte, wenn sein Unternehmen guten Fortgang hätte, vielleicht später einmal Beiträge zu senden. Daß er mich daraufhin als Mitarbeiter in spe behandeln zu dürfen glaubte, will ich ihm nicht allzusehr übelnehmen, obwohl er hätte merken können, daß ich nicht sehr eifrig sei, indem ich ihm nicht einmal den Abdruck eines bei offizieller Gelegenheit mir abgepreßten Toastes (Straf- und Gefängniswesen), der in seine Hände geraten war, gestattete. Ich darf wohl gestehen, daß ich bei meinem Vorbehalte später einmal vielleicht ihm etwas zu senden, hauptsächlich gewärtig sein wollte, ob es ihm gelingen

*) Anspielung auf den schweizerischen Almanach „Die Alpenrosen". (E.)

würde, von Ihnen etwas zu bekommen. Nun aber werde ich mich konsequent von seinem Unternehmen wie bisher fernhalten und dabei sehr glücklich sein, denn solche Teufel, welche einem die kaum gezeugten Kinder abschwindeln und wegnehmen, sind eigentlich das Widerwärtigste. Als ob man sich gerne sofort von dem trennen wollte, was so ganz das Eigenste und Beste, was man hat!

Für einen gemeinschaftlichen Sammelband einiger weniger schweizerischer Autoren bin ich nicht sehr eingenommen, schon des bösen Beispiels wegen. Jedenfalls müßte man versichert sein, daß jeder Mitarbeiter schon etwas Rechtes bereit hätte, nicht erst ad hoc verfaßt. Meine zahme idyllische Novelle in Hexametern*), die ich nächstens einmal auf den Markt bringe, wäre wohl kaum für einen solchen Band, und sonst hätte ich nichts.

In steter Hoffnung eines gelegentlichen persönlichen Zusammentreffens, das Ihren Bernerfreunden Hirzel**) und J. Frey***) gewiß auch sehr lieb wäre,

herzlichst ergeben Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, 18. Oktober 1875.

Hochverehrter Herr!

Daß ich dem von Ihnen empfohlenen Herrn Palleske nicht anraten konnte, nach Bern zu kommen, tat mir sehr leid. Aber mehrere einsichtige Männer, mit denen ich die Sache besprach, rieten ab, so Buchhändler Schmid****) und auch Dr. Jakob Frey. Nach Neujahr ginge es eher, obwohl man hier überhaupt für dergleichen wenig Sinn hat. Ich selber bin bereits von der Berner Luft angesteckt und muß mich eigentlich aufraffen, um bei solchen Gelegenheiten nicht zu fehlen.

*) An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll (1876).

**) Ludwig Hirzel, Professor der deutschen Literatur an der Berner Hochschule.

***) Jakob Frey, der Schriftsteller.

****) Der Verleger von Widmanns „Buddha".

Beifolgend eine Nummet der „Reform". Ich nehme an, daß Sie das Blatt sonst nicht zu Gesicht bekommen. Und doch muß es den Autor vom verlornen Lachen interessieren, das unter dem Titel „Legende" von O. Haggenmacher*) geschmierte hohle Phrasenzeug anzusehen. Es scheint, daß dieser Haggenmacher sich zu einem Reform-Gerock heranbilden möchte. Mir ist noch nie ein trübseligerer Bankrott an Religion und Poesie gleichzeitig vorgekommen als diese „Legende".

Zurückzusenden brauchen Sie die Nummer nicht.

Hochachtungsvoll mit herzlichem Gruße

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, den 23. März 1877.

Verehrtester Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen ein Exemplar der zweiten Auflage meines Idylls**) zu übermachen, als ein Zeichen meiner freundlichen Hochachtung. Durch Baechtold erfuhr ich, daß Sie dem Gedichte nicht abhold seien, was ich eigentlich befürchtet hatte. Ich hatte vorausgesetzt, das Gedicht würde Ihnen gar zu sehr als Frauenzimmerpoesie vorkommen, und so hatte ich nicht gewagt, Ihnen ein Exemplar der ersten Auflage zu widmen. Für die zweite Auflage sind viele Fehler gegen die Metrik des Hexameters getilgt worden, wobei mir der so höchst talentvolle Sohn des verstorbenen Dr. Jakob Frey freundlichst und schonungslos half. Dieser junge Poet wird nun nach Zürich übersiedeln und hochbeglückt sein, wenn Sie auf ihn etwas von der Freundschaft übertragen, die Sie, soviel ich weiß, für seinen wackern Vater fühlten. Adolf Frey ist eine edle, körnige Natur und ist mir sehr lieb geworden.

Vor vierzehn Tagen hatte ich den plötzlichen Überfall des fratzenhaften scheußlichen Fastenrath von Herisau auszuhalten.

*) Über Haggenmacher siehe die Fußnote Seite 40.

**) „An den Menschen ein Wohlgefallen," Pfarrhausidyll. 2. Aufl. 1877.

Dieser freche, eunuchenartige Mensch wagte mir zu sagen, Sie hätten ihm erklärt, daß Sie seinem Blatte nur deshalb keine Beiträge gäben, weil es die „Schweizerische" Dichterhalle heiße und Sie sich nicht auf diesen engen lokalen Standpunkt stellen möchten. Letzteres glaube ich Ihnen wohl; aber mich ärgert, daß Fastenrath mit solchem Geschwätz manche Leute irreführen darf. Ich war persönlich fürchterlich mit ihm; er soll sich nachher in einem hiesigen Wirtshause geäußert haben, daß er mich nicht für so grob gehalten hätte. Eigentlich ärgerte ich mich, daß mich ein solcher Mensch so in Harnisch bringen konnte. Aber dieses arrogante Gesicht, diese Hämlingsphysiognomie — Sie kennen ihn übrigens! —

Mit größtem Genusse lese ich Ihre Novellen in der „Deutschen Rundschau"; weniger gefiel mir aber Heyses Sonett an Sie mit dem famosen Vers: „Um Heil'ges lodern Sinnenflammen schwüler"; Sie haben dazu gewiß auch ein sonderbares Gesicht gemacht; — da war doch Baechtolds Gedicht viel schöner, wahrer, herzlicher*)!

Diesen Winter habe ich ein Drama geschrieben, Zenobia**). Der Stoff scheint ein oft benutzter; aber mein Gedicht hat mit allen bisherigen Bearbeitungen beinahe gar nichts gemein, ja nähert sich beinahe der Komödie, indem ich eine brauchbare Novelle von Boccaccio in das Ganze hineingeleitet habe. Manchmal kommt mir vor, es sei was Hübsches geworden; manchmal fürchte ich, daß ich mich vielleicht irre, und daß nicht viel damit sei. Vorderhand bleibt's liegen. —

Verzeihen Sie den für einen so seltenen Briefschreiber vielleicht etwas zu freien Ton dieser Zeilen; aber wenn ich an Sie denke oder schreibe, so kann es nur herzlich sein.

Hochachtungsvollst mit bestem Gruße Ihr

J. V. Widmann.

---

*) Baechtold hatte in einer Ode, die in der „Neuen Zürcher Zeitung" Nr. 331 erschien, „An Gottfried Keller zum 1. Juli 1876", Kellers Rücktritt vom Amt des Staatsschreibers gefeiert (siehe Ermatinger, Bd. III, Seite 176).

**) Die Königin des Ostens. Schauspiel (1880).

Keller an Widmann.

Zürich-Enge, 24. März 77.

Ihre gütige und freundliche Zusendung, verehrter Herr, hat mich just nach Aufgebung eines Vorsatzes, einmal doch nach Bern zu kommen, überrascht, den ich des bestimmtesten gefaßt hatte. Ich gedachte dabei, meine alten Briefschulden durch persönlichen Verkehr gutzumachen, wurde aber durch einen heftigen Katarrh sowie durch das Zurückbleiben eines Freundes abgehalten, der mir ein Rendez-vous in Bern versprochen hatte. Nun danke ich Ihnen doppelt herzlich für den Brief und für das Buch, das ich freilich vom ersten Tage an schon besaß, und ich wünsche Ihnen Glück zu dem schön gelungenen Wurf. Die metrischen Mängel hatten mich nicht geniert, aus dem einfachen Grunde, weil ich die wenigsten davon bemerkt. Dergleichen sehe ich, abgesehen davon, ob der Tadel der Schulmeister auch in allen Fällen berechtigt und begründet sei, nicht, wo Dinge stehen wie der abbrennende Falter mit seinem Todesgesang*). Diese Stelle mit der ganzen damit zusammenhängenden Situation ist allein manche lange Dichterei wert, und sie hat mir auch den Ärger darüber versüßt, daß Sie die rhapsodische Kokette, Jordan, auf Kosten des alten Nibelungenliedes ansingen**). Nach meinem Gusto ist nämlich dieses göttliche alte Werk durch alle die jetzige Ausbeutung keineswegs verdunkelt, sondern wird mit seinem unergründlichen Schatze an Schönheit unversehens wieder aufleuchten. Doch will ich jetzt beileibe keine Polemik treiben. Später vielleicht einmal mündlich über dies und anderes.

Der dämonische Lump Fastenrath hat natürlich gelogen. Ich hatte die Teilnahme an allen und jeden „Dichterhallen" negiert und dabei geäußert, wie überhaupt er dazukomme, speziell eine schweizerische herauszugeben? Bei einem andern, der neulich bei mir war, hat er wieder eine andere Äußerung

*) Im 5. Gesange des Pfarrhausidylls. (B.)

**) Zu Anfang des 7. Gesanges. (B.)

von mir zum besten gegeben, nämlich, ich habe gesagt, er werde in der Schweiz genug Gimpel fangen für sein Unternehmen. Das kann ich eher so gesagt haben; denn die psychologische Tatsache dieser Dichterhallenseuche in Deutschland und der Schweiz war schon damals konstatiert, bzw. es war sicher darauf zu rechnen, daß auch bei uns nur einer aufzutreten brauchte, es mochte sein, wer es wollte, um der merkwürdigen Erscheinung auf die Beine zu helfen.

Der Kerl scheint übrigens nicht ganz ungefährlich zu sein; denn er hat nach mir gewordenen Mitteilungen Leuten, die ihm entgegentraten, schändliche Drohungen gemacht, z. B. er werde sie als politische Spione denunzieren, wenn sie ein einziges Wort gegen ihn schreiben, usw.

Wie Sie die „Zenobia" mit Komik zubereitet haben, bin ich zu sehen sehr gespannt. Daß es aber poetisch hergehen wird, zweifle ich nicht, und das ist die Hauptsache.

Der junge Herr Frey*) scheint mir auch ein entschiedenes Talent zu besitzen, und ich werde mich gern für ihn interessieren. Etwas verschnupft hat mich die aufdringliche Art, wie der Verleger der nachgelassenen Erzählungen seines guten Vaters**) meine Wenigkeit, als Lebenden, in einer Buchhändlerreklame neben Gotthelf herumgeschleppt hat. Es sind das schlechte Manieren. Daß vollends im Vorwort besagten Buches der alberne Ausspruch Robert Webers reproduziert wurde, wonach Gotthelf und mir, Jakob Frey gegenüber, „schöne Menschlichkeit" und „Seele" abgehen***), gehört in ein Gebiet, wo die Autoreneitelkeiten aufhören und die unredlichen Absichten beginnen, oder mindestens die unbedachten Lümmeleien; man muß die Tragweite und den Sinn jener Ausdrücke nur recht überlegen, um zu begreifen, daß man über ein solches Vorwort nicht gerade erbaut ist. An sich rührt die Sache von dem kleinlichen Bestreben her, jedes Ding und

*) Adolf Frey. (E.)

**) „Neue Schweizerbilder" von Jakob Frey (1877). (E.)

***) Vgl. Robert Weber, „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz", 3. Band (1867), Seite 292. (E.)

jede Existenz, die für sich besteht, schnell zu benutzen und daran zu kratzen, um für den Zweck, den man gerade vorhat, etwas abzukriegen. Zum Glück kann einem dergleichen das Andenken an den unschuldigen Toten nicht vergällen.

Mit Schrecken seh' ich, daß ich vorstehender Marotte mehr Worte und Zeilen gewidmet habe, als sie wert ist. Ich lasse das Geschreibsel aber stehen, um nicht den Brief von vorn anfangen zu müssen, und bitte Sie, nichts daraus zu machen und den hypochondrischen Anfall zu verschweigen. Im Mai denke ich für einige Tage ins Waadtland zu gehen und alsdann Sie sicher heimzusuchen. Sie sehen, daß ich Ihren soi-disant freien Ton um ein bedeutendes überbiete.

Ihr mit alter Gesinnung ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 28. März 1877.

Verehrtester Herr!

Für Ihr Schreiben danke ich Ihnen herzlichst und freue mich auf Ihren öfters schon verheißenen, jetzt aber einem bestimmten Termin nahegerückten Besuch. Machen Sie mir und meinem Hause die Ehre und Freude, bei uns zu wohnen. Ein freundliches Zimmer mit dem Blick auf die Alpen wartet Ihrer, und daß meine liebe Frau und ich uns bestreben werden, Ihnen die Zeit, wo Sie unser Gast sein wollten, so angenehm als möglich zu machen, versteht sich von selbst. Auch sollte darunter Ihre persönliche Freiheit nicht im geringsten leiden. Wenn Sie wünschen, lade ich Ihnen ein z. B. Hirzel*), der ohnehin öfters Abende bei uns zubringt. Oder Sie konsignieren gewisse Leute in ein Ihnen gut scheinendes Lokal, wo bei Bier oder Wein zwanglose Rede herrschen würde. Baechtold gäbe ihnen gewiß hier ein Rendez-vous.

Mich freut besonders, daß Sie im Mai kommen wollen,

*) Siehe Fußnote Seite 47.

wo ich selbst wieder sicherlich hier bin; im April bin ich vermutlich einige Zeit abwesend von Bern.

Nehmen Sie also meine von Herzen gebotene Einladung an; wenn einige Stunden vor Ihrer Ankunft ein Briefchen uns benachrichtigt, daß wir Sie erwarten dürfen, so ist das alles, was nötig.

Ich sandte Ihnen gestern eine Pflichtrezension von mir über Frey nur zu dem Zweck, damit Sie sehen, daß auch ich natürlich Anstoß genommen an der einfältigen Stelle von Weber in der Vorrede zu Frey. Wäre der Ort dazu gewesen, so hätte ich dagegen polemisiert; so habe ich nur zahm protestiert. Indessen glaube ich, das alles sei eine Eselei vom Verleger, nicht mit Wissen des jungen Frey geschehen. Dieser letztere ist von unbegrenzter Verehrung für Sie erfüllt.

Fatal ist für die Schweiz, daß solche Bursche wie Weber und Honegger*) — (diesen halte ich noch für gefährlicher, weil er mehr aus sich zu machen gewußt hat) — die öffentliche Kritik besorgen. Ihnen freilich kann das nichts mehr anhaben; Sie haben mit großem Flügelschlage die Niederungen zurückgelassen, wo solche Bursche schaden können; aber wir andern leiden darunter.

Doch ich verschiebe derartige Erörterungen aufs Mündliche und zeichne mit herzlichem Gruße

hochachtungsvollst Ihr

J. V. Widmann.

Die Frey-Rezension werfen Sie gefälligst nur in den Papierkorb.

Keller an Widmann.

Zürich 9. I. 78.

Verehrter Freund!

Ich muß mich aus meiner Korrespondenzscheu gewaltsam aufraffen, um Ihnen endlich die neueste meiner spärlichen und mageren Publikationen zu schicken.

*) Johann Jakob Honegger (1825—1896), Dozent der deutschen Literatur an der Universität Zürich, Mitarbeiter der von Robert Weber herausgegebenen „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz".

Ich bin ein paarmal auf dem Punkt gewesen, aufzupacken und mich nach der Westschweiz zu machen, wo ich Sie dann in Bern aufgesucht hätte; aber jedesmal kam etwas dazwischen: entweder trat schlechtes Wetter ein, oder die Bundesversammlung hockte in Bern; der geheime Verhinderungsgrund war aber fast immer die schließliche Lust, in meinen vier Wänden zu bleiben.

Dennoch gerate ich wohl unverhofft einmal auf die Beine und werde Sie dann unterwegs überraschen. Logis, das Sie mir so gastfreundlich für letztes Jahr angeboten haben, akzeptiere ich nie, da ich ein eingewurzelter Wirtshausteufel bin, wie alle richtigen alten Junggesellen.

Ihr Drama scheint noch nicht erschienen zu sein.

Ich wünsche Ihnen alles Glück zum neuen Jahr für sich und die Ihrigen und bleibe Ihr altergebener

Gottfr. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, 10. Januar 1878.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie haben mir ein reiches Geschenk gemacht, das mich nicht wenig in Verlegenheit setzt, da ich Ihnen niemals ein gleiches werde bieten können. Wenn ich Ihnen meine poetischen Versuche schicke, so ist das eher ein Attentat auf Sie als eine Gabe, und ich bin jedenfalls auch in solchem Falle der Beschenkte durch das Bewußtsein, daß Sie mein Opuskulum lesen. Ich kann also jetzt nur beschämt danken und höchstens hoffen, daß in der ehrlichen Zuneigung und Verehrung, die ich für Sie habe, ein Schein von Anwartschaft auf diese Ihre Gabe gefunden werden könnte.

Den Inhalt des ersten Bandes kenne ich aus der „Rundschau"; ich habe die Erzählungen zuerst für mich und dann im häuslichen Kreise gelesen, auch nicht Anstand genommen, die herrliche Geschichte der Figura Leu anläßlich des Literaturunterrichtes den erwachsenen Fräulein unserer obersten Klasse vorzulesen. Ich wollte, Sie hätten die Spannung und das

Aufleuchten in den Gesichtern der Mädchen gesehen. Der Inhalt des zweiten Bandes ist mir neu; denn wie oft ich auch auf das Fähnlein der Aufrechten gefahndet hatte, war es mir doch immer entgangen. Und Ursula ist wohl ganz neu für jedermann. Ich danke Ihnen nochmals herzlichst für die große Freude, die Sie mir mit den Büchern gemacht haben. Diesen Herbst war ich bei Anlaß der Krankheit und des Todes meiner guten alten Tante kurz nacheinander zweimal in Zürich und ging einmal auf die Meise in der Hoffnung, Sie vielleicht dort anzutreffen. In Ihrer Wohnung hätte ich Sie schon deshalb nicht aufsuchen können, weil ich dieselbe nicht weiß. Auf der Meise mußte ich mich mit der Erinnerung an den jungen Leu und Landolt begnügen und mit dem schönen altertümlichen Treppengeländer. Dafür also hoffe ich Sie einmal in Bern zu sehen.

Diesen Herbst war ich in Deutschland und einige Zeit mit Brahms zusammen, der zwei Lieder von Ihnen neulich komponiert herausgegeben hat, dabei das schöne Lied vom Wanderer, der unter dem Regenbogen hinschreitet. Brahms verehrt Sie sehr und ist beinahe eifersüchtig auf sein Verständnis Ihrer Schriften.

Sie sind so freundlich, nach meinem Drama zu fragen; ich habe mich noch nicht zum Druckenlassen entschließen können; lieber möchte ich einmal mit der Bühne zuerst einen Versuch machen. Seither habe ich ein zweites angefangen nach der Kleistschen Erzählung: „Der Zweikampf“ *), und ein

*) Das unvollendete Schauspiel befindet sich als Manuskript im Nachlaß J. V. Widmanns und führt den Titel: „Der Zweikampf in Basel. Schauspiel in fünf Aufzügen, nach einer Erzählung des H. von Kleist von J. V. Widmann.“ In der 6. Szene des 4. Aktes bricht der Entwurf plötzlich ab. — Am 6. August 1877 schrieb Widmann an Salomon Vögelin (die Briefe Widmanns an Vögelin befinden sich in der Zentralbibliothek in Zürich): „. . . aber vielleicht schreibe ich noch vorher ein Theaterstück, und zwar auf Grund der Erzählung des Heinrich von Kleist: ‚Der Zweikampf von Basel‘. Das ist ja einer der dramatischsten Stoffe, die es gibt, und gewiß hat Kleist ihn als Erzählung nur niedergeschrieben, um ihn später zu dramatisieren. Die Spannung ist ganz enorm in

drittes harrt im Hintergrund und zieht schon jetzt meine Seele an wie Helena den Paris, als er sie noch gar nicht gesehen hatte. Aber im ganzen bin ich nicht zufrieden mit mir; ich bin körperlich zu müde, wohl auch durch die Schularbeit, die ich mit Freude und voller Kraft tue, zu abgespannt, als daß die Sachen so herauskommen wollten, wie ich sie im Geiste trage. Das ist gerade bei Brahms so schön, diese volle physische Kraft, diese strotzende Gesundheit, so daß alles aus einem Überschuß hervorsprudelt. Vielleicht täte ich am besten, einmal längere Zeit mich auf die amtliche Arbeit zu beschränken. Aber ich verfalle immer wieder in das verbotene Gebiet. Ich komme mir manchmal vor wie ein einmal geladenes Feuerwerk, das nun auch der Reihe nach seine latenten Feuerspiralen, römisch Licht, blaue Leuchtkugeln usw. abpuffen muß; dann stehen die leeren Stumpfe da, und alles ist aus. —

Da ich Ihnen gegenüber einst Jordan den Nibelungenrhapsoden sehr angelegentlich in Schutz nahm, muß ich doch gestehen, daß diese Torheit hinter mir liegt. Ich verfalle nicht ins andere Extrem, ich schätze vieles an ihm; aber sein neuestes Buch: „Andachten" ist mir als der Gipfel der Geschmacklosigkeit erschienen, was ich ihm auch nicht verhehle. Aber ich sehe, daß ich darüber mit ihm auf immer auseinanderkomme und bedaure es. Eigentlich schäme ich mich, daß ich in diesen Dingen noch Wandlungen unterworfen bin wie ein Jüngling, und zugleich tut es mir leid, diesen und jenen Stern, zu dem ich aufschaute, erblassen zu sehen. Ich bitte nun, lassen Sie sich durch dieses Geständnis meiner Unfertigkeit nicht abschrecken, mir hie und da Ihr Freundeswort zukommen zu lassen, wie Sie es im letzten Briefe so herzlich getan. Ich habe nur noch vier Jahre bis zum Schwabenalter und fühle doch, daß sich die Schwankungen meines Geistes mindern und eine merkliche Konsolidation eintritt.

---

diesem Stoffe, die Wendungen sind fast alle unerwartet und doch gut motiviert."

Zum Schlusse meinen herzlichsten Neujahrswunsch und die Versicherung meiner treuen Verehrung und Hochachtung. Darf ich einen Gruß an den jungen A. Frey beifügen?

Ihr ergebener

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, den 12. Dezember 1879.

Hochverehrter Herr und Freund!

Von zwei dramatischen Dichtungen, die soeben unter meinem Namen erschienen sind, sende ich Ihnen nur die eine, Oenone*). Daß ich die andere zurückhalte, hat in folgendem seinen Grund: Beide Dichtungen waren bereits in der Presse, als ich diesen Herbst in Italien reiste. Im Anschauen so großer Werke der bildenden Kunst wurde ich mir der großen Unterschiede zwischen dem Meister und dem bloß strebenden Dilettanten deutlicher als jemals bewußt, und namentlich dachte ich mit schlechtem Gewissen an mein Schauspiel „Die Königin des Ostens". Ich schrieb auch an den Buchhändler, ob man das Stück noch zurückziehen könne; es war zu spät; das meiste lag gedruckt vor.

„Oenone" hingegen schien mir nicht ohne Verdienst, besonders wenn ich mir die drei letzten Akte und überhaupt den ganzen Aufbau des Stückes vergegenwärtigte; sie verleidete mir nicht, und dieses Stück sende ich Ihnen also mit etwas mehr Zuversicht.

Wenn Sie mir einmal über dieses Stück ein gutes ehrliches Wort sagen wollen, so wird mir dies von großem Nutzen sein.

Ich wünsche Ihnen eine frohe Festzeit.

Hochachtungsvoll mit herzlichem Gruße

J. V. Widmann.

P. S. Mehrere Druckfehler sind stehengeblieben, weil ich nicht selbst die Korrektur besorgen konnte.

*) „Oenone", Trauerspiel, Schmidt, Zürich, 1880. Später vereinigt mit „Lysanders Mädchen" und „Der Kopf des Crassus" unter dem Titel „Moderne Antiken", Huber, Frauenfeld, 1901.

Keller an Widmann.

Zürich, 18. Dezember 1879.

Liebster Freund und Herr!

Sie haben mir durch Ihre, obschon nur halbe Zuwendung eine große Freude gemacht. Beim Anblick des Titels „Oenone" wollten mich zwar die alten Bedenklichkeiten beschleichen, die sich immer gegen die sogenannten Iliaden post Homerum erheben, d. h. gegen den Konkurs mit dem längst Ausgereiften und Geschlossenen. Allein wie jedesmal in solchem Falle des Gelingens verstummten die Skrupel über dem Vorrate von neuen Schönheiten und den Ergebnissen der schönen Geistesübung. Und es handelt sich hier nicht nur um eine Anzahl aufgereihter Perlen, sondern um eine trefflich durchgeführte Handlung sowie um die wirkungsvollsten und ergreifendsten Szenen, die in prächtig notwendiger innerer und äußerer Symmetrie sich auf- und ausbauen. Der Tod des Paris, die Vorgänge an seiner Leiche mit dem Dialog zwischen Helena und Oenone, dies und viel anderes gehören zum Besten. Die Helena haben Sie kostbar zu gestalten gewußt. Was die Komposition betrifft, so kommt nur einzig Philoktet, der von den Alten her einen heroischen Nimbus hat, am Schlusse etwas zu schlecht weg, etwas zu sehr als abgefahrner Jagdjunker. Soll ich mich über irgend etwas beklagen, so wäre es aber ein gewisser Dualismus, der nach meinem Gefühl im Tenor des Ganzen steckt: ich meine ein etwelches Auseinandergehen antiker und moderner Diktion, die stellenweise ins heutige Konversationswesen übergeht, wie die Worte „Flausen", „Teufel", „verzweifelt lang" usf. Doch diese Splitter sind Nebensache; wichtiger wird es in den Reden des Thersites z. B. S. 75, wo er sich ganz in antizipiert moderner Weise über das Griechentum ausspricht, wie es nur Goethes Mephisto oder Heine etwa tun könnte. Je geistreicher dergleichen klingt, um so energischer stört es die Einheitlichkeit eines Kunstwerkes.

Ich erlaube mir diese Bemerkungen nur, weil ich selbst an meinem geringen Orte von jeher mit Willkürlichkeiten

dieſer Art zu kämpfen hatte und täglich von neuem ſehe, wie unſere Großen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligſtem Ernſt zu Werke gingen und in ihren Hauptſachen jede Spaßhaftigkeit ſogar aus den Gedanken verbannten.

Doch genug hievon. Herzlichen Dank nochmals. Die Zenobia werde ich nächſtens durchleſen; ich kann ſie mir von einem Bekannten holen und hoffe mich auch an ihr zu ergötzen.

Ich kann hier den alten Wunſch nicht unterdrücken, daß wir doch einmal in den Beſitz einer gleichförmigen Oktavausgabe Ihrer Werke gelangen möchten. Dieſe kleinen Büchelchen kann man nicht auf Repoſitorien unterbringen, und ſo bleibt nichts übrig, als ſie haufenweiſe im Staube liegen zu laſſen oder in Schachteln zu vergraben. Jedenfalls iſt man ſicher, es in der nächſten halben Stunde nicht zu finden, wenn man eines ſucht. Gott beſſere es! Auch Ihnen wünſche ich gute freundliche Feiertage als ihr alter hochachtender

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 22. Dezember 1879.

Verehrteſter Herr und Freund!

So viel Wohlwollen bei Ihnen zu finden, ein ſo ſichtliches Beſtreben, meinen poetiſchen Verſuchen die beſte Seite abzugewinnen, habe ich zu erwarten keine Berechtigung gehabt, wiewohl Sie mir ſchon früher Beweiſe freundlicher Teilnahme geſchenkt haben. Ihr Brief iſt mir von allem, was mir außer der Freude am Schaffen meine Dichtung einbringen könnte, das Liebſte, ein ſicherer, bleibender, dem Herzen wohltuender Gewinn. Solchem wohlmeinenden Freundesauge darf man auch die Schwächen des eigenen Weſens offen darlegen, und darum ſende ich Ihnen nun auch die andere meiner Dichtungen, die ich vor drei Jahren ſchrieb, und die durchs bloße Liegen natürlich nicht beſſer werden konnte.

In Ihrer Kritik haben Sie den Nerv getroffen, wenn Sie mich auf den heiligen Ernst hinweisen, der beim Schaffen solcher Dinge jede Spaßhaftigkeit auch aus den bloßen Gedanken verbannen sollte. Hier stehe ich dem Hauptmangel meiner Natur gegenüber und fühle wohl, daß alle meine Versuche im Vergleich zum Absoluten Lumpereien bleiben werden, wenn ich da nicht noch abhelfe. Doch mag auch in meinem mich stark angreifenden Schulamte ein Grund liegen, daß ich dann, wenn ich dem Phantasie-Federspiel mich hingeben kann, mit dem Spiel zu spielen in Versuchung komme. „Verfluchte Dilettanten", wie's in der Blocksbergszene heißt.

Die Diktion hat mir auch mein Kamerad Vögelin*) getadelt, nur nicht so schonend, wie Sie es tun. Ich bin übrigens in diesem Punkte nicht etwa einem gelegentlichen Lapsus calami erlegen, sondern habe jeden derartigen Ausdruck mit Absichtlichkeit und dann doch in ganz ernster Absicht gesetzt, indem ich glaubte, wo die stärkere Akzentuierung durch einen modernen Ausdruck erreicht werde, der an dieser Stelle sogar durch den Kontrast mit dem Griechischen noch eine besondere Würze bekomme, solches mir gestatten zu sollen ohne Sorge puncto Kostüm. Und warum sollte nicht Thersites eine der sonstigen hellenischen entgegengesetzte Weltanschauung aussprechen, auf den einen Mangel aufmerksam machen dürfen, der mir in der Tat als ein großer, folgenschwerer erscheint, daß nämlich dem Griechentum abgeht der Samaritersinn für die Armen und Elenden? Wenn später der ganze Sokrates, der häßlichste Grieche, eigentlich in Person und Lehre die Kritik und Negation des Hellenentums ist, warum soll nicht einem andern Griechen eine derartige, freilich bei ihm mehr von unreinen Motiven noch getrübte Anschauung zugeschrieben werden in einem modernen, für Moderne gedichteten Drama?

Ich hoffe, Sie begreifen, daß ich nicht den Fürsprecher für ein Gedicht machen will, das in Ihnen einen viel

*) Salomon Vögelin (1837—1888), zuerst Pfarrer in Uster, dann Professor in Zürich und Nationalrat.

wärmeren und geschickteren Apologeten gefunden hat; aber die Frage als solche, abgesehen von meiner kleinen Dichtung, liegt mir am Herzen. Was denken Sie über die Penthesilea von Kleist? Die Diktion ist mir zwar nicht mehr in Einzelheiten gegenwärtig; aber dem Totaleindruck nach scheint sie mir auch eine ganz moderne zu sein. [ ]

Lassen Sie mich zum Schlusse Ihnen nochmals danken für den Freundschaftsbeweis Ihres wohlmeinenden, herzlichen Briefes. Wenn ich ihn verdiene, so verdiene ich ihn nicht durch den kleinen Wert meiner poetischen Bestrebungen, sondern vielleicht durch die aufrichtige Liebe und Verehrung, die ich für Sie habe, und die ist eigentlich auch Ihr Verdienst.

In guten Treuen Ihr dankbar ergebener

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, 28. Dezember 1880.

Verehrtester Herr und Freund!

Vorerst drängt es mich, Ihnen gegenüber mein Bedauern über das jähe und gewaltsame Ende des Mannes auszusprechen, an dessen Tisch wir vor einigen Jahren uns zu einer angenehmen Tafelrunde zusammengefunden*). Ich will aber hier keine Reflexionen niederschreiben, da ich müde bin von dem, was andere darüber geschrieben, und was ich selbst in Form einer Altjahrsabdankung in meiner Zeitung zu bringen gedenke.

Dagegen möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob ich Ihnen eine Dichtung zusenden darf, die bei Sauerländer soeben erschienen ist, das Werk eines fünfunddreißig Jahre alten, bis dahin der literarischen Welt gänzlich unbekannten Verfassers. Auch jetzt nennt er sich nicht. Der Titel des Buches ist:

*) Bundesrat Fridolin Anderwert hatte sich am 25. Dezember 1880 in Bern erschossen aus Gram über gehässige Angriffe, die in der ihm feindlich gesinnten Presse gegen ihn erfolgt waren.

Prometheus und Epimetheus.
Ein Gleichnis von Carl Felix Tandem.

Ich habe im Sinne, Ihnen das Buch in Ihre Bücherſammlung zu ſtiften, wenn Sie es erlauben.

Hauptſächlich würden Sie mich alsdann verpflichten, wenn Sie mir ſo recht deutlich Ihre Meinung über das Werk ſagen wollten (privatim!). Mir ſelbſt war geſtattet, es im Manuſkript durchzuſehen. Ich bin zu keinem entſchiedenen Urteil gelangt. Die Sprache ſchon — keine Verſe — bringt einen zwiefachen Eindruck hervor. Geſättigt von Gedanken wie bei Dante, überraſchend in Wendungen, aber vielleicht manieriert, mit Anklängen an die Bibelſprache, als ob die Dichtung aus dem Hebräiſchen überſetzt wäre.

Das Ganze iſt eine mit merkwürdiger Kraft und Beharrlichkeit durchgeführte Allegorie, deren Geſtalten durch die Kraft der in ihnen liegenden Idee und dann durch eigene Schönheit und Plaſtik leben. Oft aber fragte ich mich doch, ob die Grenze des Wahnſinns durch dieſe Gebilde nicht ſtark geſtreift worden; es müßte jedoch ein ſehr methodiſcher Wahnſinn ſein.

Unter allen Umſtänden iſt das Buch ſchon vom rein pſychologiſchen Standpunkt aus intereſſant. Ich glaube aber, es ſtecke mehr dahinter. Einmal meinte ich, indem ich es mit Hölderlins Empedokles in eine Linie ſtellte, das Rechte getroffen zu haben; aber es iſt doch wieder ganz anders und ſchlechterdings in ſeiner Eigenart mit nichts mir Bekanntem wohl zu vergleichen.

Mit all dem will ich nicht Ihrem Urteil vorgreifen, ſondern nur den Wunſch nach dem Buche in Ihnen rege machen. Hingegen hätte ich nicht gewagt, ohne Anfrage es Ihnen ins Haus zu ſchicken.

Empfangen Sie zum Jahreswechſel die herzlichſten Wünſche von Ihrem Sie treulich verehrenden

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 11. Januar 1881.

Verehrter Herr und Freund!

Nehmen Sie es nicht krumm, daß ich Ihnen so spät auf Ihren freundlichen Brief antworte. Ihre Teilnahme wegen Anderwerts Tod hat mich vor allem gefreut und ebenso die Worte, welche Sie derselben im „Bund" geliehen haben.

Natürlich werde ich das mysteriöse Buch des Herrn Tandem gern kennen lernen, da Sie so teilnahmsvoll darüber schreiben, und hoffe, daß es auch mich anspreche. Denn bei all dem falschen Anspruch der Pfuscherwelt, der uns täglich plagt, ist es ein wahres Hochzeitsvergnügen, auf etwas wirklich gutes Neues zu stoßen.

Ich habe Ihnen zur Zeit Ihrer Schicksalswandlung*) in Bern immer schreiben wollen, bin aber damals wegen rückständiger Arbeiten in so unglücklicher Briefstimmung gewesen, daß nichts daraus wurde. Jetzt werden Sie das Gröbste, was menschliches Verhalten betrifft, wohl überwunden haben; wenigstens bewegen Sie sich mit kräftigem und munterem Geiste in Ihrem neuen Lebenskreise.

Da die Iden des ersten Monats noch nicht vorbei sind, wünsche ich auch Ihnen und Ihrer Familie alles Gute und Beste zum nunmehr schon dahinrennenden Jahre und grüße Sie als Ihr alt ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 26. Januar 1881.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie haben zu meiner etwas starken Zumutung ein so freundliches Gesicht gemacht, daß ich Ihnen noch danken

*) Widmann war 1880 durch den Einfluß positiver Geistlicher aus seiner Stellung als Direktor der höheren Töchterschule gedrängt worden und folgte im Herbst gleichen Jahres einem Rufe in die literarische Redaktion des „Bund", welche Stellung er bis zu seinem am 6. November 1911 erfolgten Tode beibehielt.

muß, bevor Sie dazu gelangen, mir über das zugesandte Buch Ihre Meinung zu sagen.

Ich habe mir wirklich seither Vorwürfe gemacht, daß ich es nicht dem Zufalle überlassen, ob Ihnen dieses „Prometheus und Epimetheus" in die Hände fallen würde. Eine solche direkte Zusendung ist ein Attentat nicht nur auf die Zeit, auch auf die Seelenstimmung. Aber ich war zu begierig, zu vernehmen, was der berufenste Meister in der Dichtergilde unserer Zeit zu einem Werklein sagen würde, dem gegenüber ich ratlos stund, da ich einmal zu hohem Lobe gestimmt war und dann wieder im tiefsten Wesen mich unbehaglich berührt fühlte. Ist für den Leser die Forderung annehmbar, den tiefen Sinn, der in dem Gleichnisse steckt, aus solcher Umhüllung herauszuholen?

Aber ich will Ihnen nicht vorgreifen durch solche Fragen.

Ihre neuesten schönen Novellen*) werde ich dieser Tage zu lesen bekommen; ich habe bereits ein Stück davon erzählen hören und bemerkt, wie ein großer Kreis von Frauen und Männern durch Anhören der bloßen Wiedergabe des Hauptinhaltes in jene frohe und glückliche Stimmung kam, die vor Werken echter Kunst sich einzustellen pflegt.

Meine neue Tätigkeit hat das Gute, daß sie mir einen neuen Maßstab für alle Dinge, in erster Linie aber für mein eigenes Sein und Schaffen an die Hand gibt. Früher las ich beinahe gar keine Zeitung; jetzt gehört zu meiner Berufspflicht, täglich 20—30 der größten Weltblätter durchzusehen. Da geschieht mir im Kleinen, was der Menschheit geschehen, als sie begann, Blicke in die ungeheuren kosmischen Fernen zu tun, vor denen dann alles kleine Irdische sich bescheiden verkriechen mußte. Bin ich auch nach den Jahren noch nicht der abgetakelte Greis, der auf gerettetem Boot in den Hafen treibt, so bin ich's doch durch die verstandesmäßige Abschätzung meiner kleinen Kraft im Verhältnis zum Ganzen. Solche Erkenntnis ist freilich kein Vergnügen, besonders,

*) Das Sinngedicht.

wenn sie etwas spät eintritt, nachdem man schon manche Torheiten in die Welt hinausgeschickt hat. Aber Gewinn bringt sie doch und auch einen Genuß: die viel vollere, reinere Hingabe an das Große und Gute bei andern.

In treuer Verehrung

Ihr freundschaftlich ergebener

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 27. Januar 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihr freundlicher Brief nötigt mich, endlich die „vorhabende" Meinungsäußerung über „Prometheus und Epimetheus" zu beschleunigen. Vor allem danke ich Ihnen für den Genuß, den Sie mir verschafft, um den ich sonst wahrscheinlich gekommen wäre.

Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat. Selbst mit den Wunderlichkeiten des ewigen „Und über dem" und des „plötzlichen Geschehens" usw. versöhnt man sich zuletzt.

Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht. Ich sehe ungefähr wohl, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein Allgemeines, oder kommt es am Ende wie bei Gustav Freitags „Ahnen" darauf hinaus, daß er sich selbst und sein eigenes Leben meint. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein und der Löwe und der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde.

Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständlichen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer voll aufgeht. (Wie grandios stilvoll ist der Engel, der extramundan doch auf der breiten Marmorbank sitzt, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt!)

Ob die Belebtheit der ganzen Natur, wo die Pflanzen und Steine, Bach und Weg reden, nur für Prometheus existieren soll, oder für alle andern auch, weiß ich ebenfalls nicht, aber ich empfinde die Schönheit der Ausführung usw.

Nun aber kommt ein schwierigerer Punkt. Bekanntlich gibt es im Nervenleben Momente, wo man einen Augenblick lang eine schwankende Empfindung hat, als ob man dieselbe Situation und Umgebung, in der man sich befindet, in unbekannter Vergangenheit schon einmal erlebt habe. Es sind dies wahrscheinlich kleine Unregelmäßigkeiten in den Funktionen der doppelorganischen Gehirneinrichtungen oder so was. Nun habe ich bei der Lektüre unserer Dichtung ein Gefühl, wie wenn ich dieselbe schon aus der altindischen oder chinesischen Literatur einmal gekannt und wieder vergessen hätte, wie wenn ich mich des Hündleins und des Löwen, des träumenden Bächleins und des schlafenden Baumes, der etwas hören will, und noch vieler Sachen aus dem Rückert meiner Jugendzeit dunkel erinnerte! Ich weiß, es ist nicht der Fall, und dennoch habe ich das Gefühl. (Ein Zeugnis dieses schon Dagewesenseins ist z. B. Epimetheus, der auf der Leiter steht und tut, als ob er Trauben schneide, während er auf die herannahenden Boten lauert, die ihm die Herrschaft antragen. Er erinnert an Richard III. auf dem Balkon zwischen den zwei Bischöfen. Dennoch möchte ich diese köstliche Leiter nicht entbehren!) Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.

Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher?

Ist es nicht schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche, nicht verallegorisierte Leben zu seinem Gegenstande macht? Oder ist die Art seines Talentes so beschaffen, daß es nur in jenen verjährten geheimnis- und salbungsvollen Weisen sich kann vernehmen lassen und man also froh sein muß, wann es dies tut? Werden, wie Sie richtig bemerken, die Leute sich dazu hergeben, Nüsse zu knacken und die Hälfte des zergrübelten Kernes zu verlieren? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten oder mag es vielmehr nicht versuchen, um dem Verfasser gegenüber auch meinen Eigensinn zu haben. Nur so viel weiß ich, daß ich das Buch (das zudem nicht fertig ist, wenn die Bezeichnung „erster Teil" nicht auch eine Art Mysterium sein soll) aufbewahren und noch manchmal lesen werde.

Sich selbst betreffend, bester Herr und Freund, so scheinen Sie wieder einmal in der Bescheidenheitslaune zu sein, aber diesmal in einer liebenswürdigen, da sie nicht zu untröstlich ist. Am Ende ist es uns aber wohler, wenn wir nicht zu viel von der Welt wollen und das, was sie uns freiwillig gibt, als gelegentlichen Fund betrachten. Ich bin mit den Novellen, deren Sie Erwähnung tun, auch in einer Schwulität. Ich muß den größten Teil noch schreiben, während sie gedruckt werden, obschon sie seit 25 Jahren projektiert sind. Nun weiß ich in der Bedrängnis erst nicht, was daraus wird, und ob ich mich nicht damit blamiere. Mein Freund Theodor Storm nennt so schon meine übrigen Erfindungen dieses Genres Lalenburger Geschichten. Damit meint er nämlich ziemlich triviale Späße usw.

Seien Sie treulich gegrüßt von

Ihrem ergebenen

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, 2. Februar 1881.

Verehrtester Herr und Freund!

Was Sie mir über Prometheus und Epimetheus geschrieben haben, hat mich außerordentlich gefreut, da der

Verfasser mein lieber Jugendfreund ist. Herr Baechtold kennt ihn bereits als Einsender einiger netter Artikel über Rußland in der N. Z. Ztg. Das Pseudonym ist hier in Bern durch einen Zufall entdeckt worden; Professor Hirzel soll zuerst darauf gekommen sein, daß C. Spitteler dieser Tandem.

Ein wahrer Trost war mir, daß auch Sie nicht alsobald gemerkt haben, was unter dem Hündlein und dem Löwen zu verstehen sei. Erst nach dem dritten Lesen weiß ich nun, daß darunter Seelenkräfte zu verstehen sind, unter dem Hündchen die mehr gemütlich-häuslichen Neigungen zu stillem Glück, unter dem Löwen — wie ich wenigstens vermute — ein den Geist von seiner Hauptaufgabe ablenkendes schönes künstlerisches Talent oder dann die Versuchung zum praktischen Dreinfahren in die Dinge dieser Welt, eine Versuchung, die der für eine größere Aufgabe sich Bestimmende ebenfalls überwinden muß. Daher das Abschlachten der Kinder der Tiere und das Wiederaufwachen, das Nichtsterbenkönnen derselben.

Mir als dem Nahestehenden ist es natürlich nicht schwer, das eigene Innenleben meines Freundes in der Dichtung wiederzuerkennen; aber wenn das Wesen solcher innerer Vorgänge wahr ist, so hat schließlich das Subjektive auch allgemeine Bedeutung. Daß das Werk durchaus originell ist, keine Reminiszenz an alt-orientalische Dichtungen außer dem hebraisierenden Stil, kann ich bestimmt versichern. Es ist sogar mit ein Vorzug der Dichtung, daß sie ähnlich wie gute Musik einem die Illusion einer traumartigen Erinnerung weckt. Die kleine Ähnlichkeit zwischen Epimetheus und dem der Krone harrenden Richard III. ist, wie Sie hervorheben, nicht von Belang und nicht so, daß man die Szene auf der Leiter missen möchte. Über den Erfolg der Dichtung im weitern Publikum wage ich keine Hoffnungen auszusprechen. Vor allem ist es schlimm, daß die Kritiker der Zeitschriften um das Buch herumgehen werden mit ein paar vorsichtigen Phrasen. Wer hat so viel Mut, seinem eigenen Urteile zu

trauen gegenüber einem so seltsamen Buche? Die meisten werden sich gleich sehr fürchten vor dem Lob wie vor dem Tadel, da sie besorgen, durch das eine wie durch das andere sich eine Blöße zu geben. Wenn man sieht, wie heutzutage selbst ein Professor Lübke anläßlich des von Doré illustrierten Ariost nur heilloses unverantwortliches Geschwätz aufbringt, was ist da zu hoffen von der Beurteilung eines neuen, nicht auf gewöhnlichen Wegen wandelnden Autors?

Mein Freund hat diesen ersten Teil mit finanziellen Opfern drucken lassen; wenn er wenigstens den Schluß ohne solche Opfer könnte in die Welt schicken. Aber da müßte ihm der Weg vorher ein wenig geebnet sein. Ich will sehen, was ich selbst tun kann, obschon ich mich zu befangen fühle ihm gegenüber. Da Sie, wie ich glaube, Herrn Baechtold häufig sehen und gewiß auch einmal mit ihm über diese Dichtung sprechen, würde vielleicht Herr Baechtold ein paar die Lesewelt orientierende kraftvolle Worte in ein deutsches Blatt schreiben? Es wäre eine Anerkennung meinem Freunde wohl zu gönnen, dem bis dahin jeder Philister ins Gesicht hinein erklärt hat, er sei ein unpraktischer Mensch, der niemals etwas halbweg Brauchbares werde zustande bringen. Da Herr Sp. zehn Jahre lang in der Fremde gewesen als Privaterzieher in der russischen Aristokratie, steht er nun ganz isoliert in der hiesigen Gesellschaft, schickt sich auch wirklich etwas unbeholfen in unsere demokratischen Umgangsformen, die in der Tat nicht die anmutigsten sind, und hat infolge einer instinktiven Abneigung, die allen gewöhnlichen Leuten dem bedeutenden Menschen gegenüber eigen ist, fast nur übelwollende Leute um sich herum. Auch mit seinen Bewerbungen um eine Gymnasiallehrerstelle hat er bis jetzt Unglück gehabt, indem er an mehreren Orten, wo er sich meldete, zwar immer in erster Linie auf dem Vorschlag war, aber schließlich einem in letzter Stunde durch Zufall auftauchenden nahen Verwandten eines Mitgliedes der Schulbehörde u. dgl. aufgeopfert wurde.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich doch meine Er-

bitterung über Lübke rechtfertigen. Lübke schreibt anläßlich des Arioſt (von Doré illuſtriert), daß Doré die menſchliche Figur nicht beſonders gut zeichnen könne; und — weiß Gott! — da hat Lübke ſehr recht, wie denn Doré außer in traumhaft phantaſtiſchen Landſchaften überhaupt wohl keine Bedeutung hat. Aber wie fährt Lübke fort? Das ſchade nichts bei Arioſt. Denn auch bei Arioſt ſei ja der Menſch in der Dichtung gar nicht die Hauptſache; er verſchwinde ganz in der bloßen Phantaſtik von Zaubereien u. dgl. Kann man eine Sache ſo auf den Kopf ſtellen? Sind nicht im Gegenteil bei Arioſt, ſelbſt wenn er Rieſen, Drachen und Ungeheuer aller Art vorführt, die menſchlichen Neigungen und Gefühle auch in dieſen Geſchöpfen gewaltig dargeſtellt? Und beſingt er übrigens nicht, wie er ſelbſt ſagt — Le donne, i cavalieri und die ſüßen Unternehmungen der Liebe? Was an Gefühl, echtem Menſchengefühl in jenem Zeitalter ſteckte, das hat Arioſt ſeiner Dichtung als beſeelenden Inhalt gegeben, und was Lübke zur Hauptſache machen will, iſt nur der Schmuck und Glanz. Es kommt mir beinahe vor, Lübke kenne Arioſt nur vom Hörenſagen und aus einer mehr konventionellen als gründlichen und gerechten Beurteilung oberflächlicher Literaturgeſchichten.

Entſchuldigen Sie dieſen Exkurs; da mir einmal Lübkes Name herausgewiſcht war, mußte ich dann ſchon alles ſagen.

Ich danke Ihnen noch herzlich für Ihren wohlwollenden Brief.

In treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, 20. Mai 1881.

Verehrter Herr und Freund!

Ihre ſchönen Erzählungen in der „Rundſchau" *) habe ich mit großem Genuſſe zu Ende geleſen und namentlich die an ſich haltende Kraft in der Darſtellung der Geſchichte des

*) Das Sinngedicht.

portugiesischen Admirals bewundert wie auch, in eben dieser Erzählung, dieses Schillersche Anschauungsvermögen in Schilderung nie geschauter Länder und nie mehr anschaubarer geschichtlicher Menschen. Ich denke, die meisten Schriftsteller von der heutigen Goetheschen Schule würden meinen, wenn ihnen so ein Stoff unter die Feder liefe, sie müßten mindestens nach Cadix reisen zum Behuf von Vorstudien.

Interessiert hat mich, daß Sie zweimal das Problem der Liebschaft zwischen einer Wilden und einem Europäer behandelt haben, indem auch mein Ihnen nun persönlich bekannter Freund Spitteler, dermalen Progymnasiallehrer mit 32 wöchentlichen Stunden zu Neuenstadt, dieses Problem sich gestellt hat. Ich sende Ihnen seine Erzählung Mariquita, die ich im „Bund" seinerzeit erscheinen ließ, und die ihm so viele Vorwürfe von allen Seiten eingetragen hat. Namentlich haben es ihn alle Frauenzimmer in der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft schwer entgelten lassen, daß er — ja was? das wußten sie gewöhnlich nicht zu sagen; nur fühlten sie eine tiefe Geringschätzung der Durchschnittsfrau heraus, und so wurde seine Erzählung kurzweg als „unmoralisch" bezeichnet. Ihnen, verehrter Herr und Freund, sende ich sie einmal der kleinen stofflichen Berührungspunkte wegen, sodann, damit Ihnen doch etwas anderes von dem Manne unter Augen komme, dessen eigentümliches dunkles Gedicht Sie Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit nicht unwert gefunden haben. Mache ich auf diese Weise abermals den Kolporteur meines lieben Jugendfreundes, so geschieht es ohne sein Wissen und findet vielleicht Entschuldigung in dem Umstande, daß Spitteler bei seinem zurückhaltenden Wesen, und da er so lange in der Fremde war, buchstäblich im Heimatlande keinen einzigen sich tätig beweisenden wohlgesinnten Helfer hat.

Nun danke ich Ihnen noch für den so schön abgeschlossenen Novellenzyklus, obschon er der ganzen Welt gehört, so daß Sie wohl zu jedem besondern Dank wie Uhlands guter Wirt

„mild den Wipfel schütteln". Auch meine liebe Frau und viele mir nahestehende befreundete Menschen haben diese Erzählungen voll genossen, oft mit staunend emporgezogenen Augenbrauen, da die gute hohe Poesie verlangt, daß wir das gewöhnliche Tor unseres Verständnisses merklich erhöhen.

In treuer Verehrung herzlichst Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 24. Juni 1881.

Verehrtester Herr und Freund!

Unter Postband sende ich Ihnen zum Buche gesammelt jene Schilderungen italienischen Städtelebens, die in der N. Z. Ztg. vor einem Jahre erschienen*). Gönnen Sie dem Buche bei Ihren Broschüren einen stillen Platz. Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: es werden aus diesem Buche später einmal meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen. Ich denke mir es ganz als eine Art Familienbuch, das auch von allfälligen Enkeln mit persönlichem Interesse in die Hand genommen wird.

Sollte ein glücklicher Zufall Sie in diesem Sommer nach Bern führen oder durch Bern, so würde ich mich sehr freuen, Ihr Wirt zu sein. Den ganzen Juli über bin ich zu Hause; im August gehe ich für einige Wochen in irgendeine hohe Gegend im Wallis.

Hochachtungsvollst
mit herzlichem Gruße Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 4. August 1881.

Verehrter Freund!

Ich habe auch diesmal wieder Ihrer Freundlichkeit und Langmut mit scheinbarem Undank gelohnt, da ich Ihre

*) Rektor Müslins italienische Reise. Zürich, Cäsar Schmidt, 1881.

Briefe und Sendungen vom 20. Mai und 24. Juni so lange unbeantwortet ließ; sie lagen aber in einem Konvolut der besten Freundeskorrespondenz, die ich endlich nun abwandeln kann.

Zuerst hole ich noch einen Punkt aus einem Ihrer früheren Briefe nach, an den ich mich wiederholt erinnerte, das Mißurteil Lübkes über Ariost. Und da ist mein Standpunkt einfach der, daß ich bei Lübke überhaupt nicht frage, wie er über Dichter urteilt, da er hierfür von der Weltordnung nicht angestellt ist. Er kennt eigentlich nur einen Dichter, und das ist sein Freund Otto Roquette.

Haben Sie schönsten Dank für Ihr italienisches Buch, das mir viel Freude macht. Sie haben die große Aufgabe, noch eine italienische Reise zu schreiben, vortrefflich gelöst und den Vogel vor vielen Neueren abgeschossen. Schon die Spaltung des Reisesubjekts in zwei Personen, die sich in Anschauungen und Urteilen zu teilen haben, ist ein genialer Griff, wie das Ei des Kolumbus, und mit ebensoviel Anmut als Weisheit durchgeführt, indem bei Müslin die extravagante Schrulle überall in den richtigen Schranken gehalten ist und der Humor dadurch um so feiner wirkt. Und so bringt denn, was die beiden Herren sehen und gustieren, trotz des bald seit Goethe abgelaufenen Jahrhunderts, noch so viel des Neuen, Nichtgesagten, Überraschenden, daß der Band der hesperischen Literatur künftig wohl integrieren wird. [ ]

Ich bin sehr begierig auf den Schluß des „Prometheus" und hoffe, es werde dort nicht eine ähnliche Unglückswendung Platz greifen. Das merkwürdige Gedicht kann nicht recht gefaßt und gewürdigt werden, bis man sieht, wo es hinaus will. Auch hat das verschiedenartige Versteckenspielen, die unpraktische Form und Überschreibung der äußeren Einteilung den Interessen des Buches geschadet, das wird sich nach Vollendung des Ganzen wohl ausgleichen.

Was meine Sinngedichtsgeschichtchen betrifft, so sind einige starke Fehler darin, die ich doch nicht mehr recht tilgen kann. Der für die Zeitschrift abgekürzte Schluß ist übrigens für

die Buchausgabe mit einer Charakteristik der Rahmenheldin erweitert worden. Für Ihre viel zu schmeichelhafte Beurteilung danke ich gleichwohl schönstens; wir fressen ja alles, auch das auf beiden Seiten geschmierte Butterbrot.

Ich habe leider in Bern nichts zu tun gehabt und konnte Sie daher nicht aufsuchen; jetzt werden Sie im Gebirge sein, wozu ich schöne Tage und heiteres Wetter im Gemüte wünsche.

Lassen Sie sich bei der Rückkehr von diesem Brief recht herzlich begrüßen und empfehlen Sie mich auch aufs neue der verehrten Frau Gemahlin.

Ihr ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 4. Oktober 1881.

Verehrtester Herr und Freund!

Es sind nun gerade zwei Monate verflossen, daß Sie an mich einen Brief richteten, der durch die freundlichen Worte über mein italienisches Reisebuch und sonst auch durch den herzlichen Ton mir große Freude bereitete. Ich war auf Beatenberg, als ich Ihren Brief nachgesandt bekam; nachher reiste ich mit meiner Frau nach Wien, wo ich dann freilich nicht zum Briefschreiben kam. Oft aber auf der Reise gab es Anlässe, Ihrer mich zu erinnern, z. B. in Salzburg, wo ich der köstlichen Geschichte gedachte, die Sie einst bei Rinkel erzählten von dem Betrunkenen am Sonntag früh, wie er so dahinkroch und vom Boden aus die Leute harangierte.

Meine Reise nach Wien war eine rechte Wallfahrt, indem ich alle die Stätten besuchte, von denen mir meine guten Eltern, beide Wiener, so viel erzählt. So war ich auch im Kloster H. Kreuz, wo mein Vater als Zisterzienser einst kathol. Dogmatik dozierte. Ich gab mich einem alten Freunde meines Vaters, der die Aufsicht über die großen Waldungen des Klosters führt, zu erkennen und war mit meiner Frau

von ihm und einigen älteren Ordensgeistlichen aufs herzlichste aufgenommen.

In Wien selbst war es mir eine große Freude, viel mit Brahms zusammen zu sein, der vor Jahren einmal in Operntextangelegenheiten bei mir in Bern auf Besuch gewesen war. Die Oper ist weder als Libretto noch als Musik in Anspruch genommen worden, aber wir blieben in brieflichem Verkehr, und nun habe ich mich wieder einmal an der durch und durch gesunden künstlerischen Kraftnatur dieses großen Menschen persönlich recht erquickt. Es ist unter anderem auch erfreulich, zu sehen, wie ein in seinem Fache ganz vollendeter Meister für das innerliche Wesen künstlerischen Schaffens auf ganz anderen Gebieten und außerdem auch für andere Dinge des Lebens einen so tief eindringenden Blick besitzt. Dazu kommt bei Brahms, was ihn vor so vielen Musikern auszeichnet, die wirklich gründliche Bildung auch in literarischen Dingen. Daß er, der so manche Ihrer Lieder komponiert hat, auch jede Prosazeile von Ihnen kennt, führe ich als Beleg seiner aufs wahrhaft Schöne gerichteten Natur an.

Im Burgtheater habe ich nicht ganz gefunden, was ich erwartet hatte, — im ganzen mehr Studium als ursprüngliche Talente, ein junges Frauenzimmer ausgenommen, die aus reicher Naturanlage heraus schön spielte*). Im ganzen haben mir seinerzeit französische Schauspieler, welche ein Stück von Beaumarchais aufführten in der Art, wie man im théatre français spielt, viel besser gefallen. Namentlich artikulierten sie die Worte deutlicher als selbst so große Herren in Wien wie Sonnenthal, den ich nicht immer verstund. Sodann ist auch in der Burg das Pathos zu groß, des Gebärdenspiels zu viel. Kurz, ich bedauerte schließlich nicht zu sehr, daß ich an demselben Tage abreisen mußte, wo abends das „Wintermärchen" gegeben wurde, da mir vorkam, die kleine Bühne, die ein mit etwas Phantasie und

*) Gemeint ist die Wessely, wie aus den in Nr. 262—274 des „Bund" von 1881 veröffentlichten Feuilletons von J. V. Widmann „Eindrücke von einer Wiener Reise" hervorgeht.

Gefühl begabter Mensch in seinem Geiste herrichte beim Lesen solcher Stücke sei doch geeignet, größere Schönheitsschauer in unsere Nerven zu gießen als selbst ein so berühmtes Theater wie das in der Burg.

Gleichwohl habe ich, von Freunden dazu ermuntert, mein Stück „Oenone" beim Burgtheater eingereicht, eigentlich mehr so, wie man, wenn man ein Jagdgewehr hat, auch ein Jagdpatent löst, als aus großem Verlangen, daß das Stück an die Lampen komme. Das Lustigste dabei waren die neuen Erfahrungen, die mir da zuteil wurden, z. B. im Vorzimmer der Exzellenz der Theaterintendanz oder bei einem Besuche beim Regisseur Levinsky. Ich nahm diese Dinge, als ob ich ein Kapitel im Gil Blas läse.

Dieser Tage soll, wie ich vom Verfasser brieflich vernahm, der zweite Teil und zugleich Schluß von „Prometheus und Epimetheus" den Stapellauf tun. An Volumen gut doppelt der erste Teil. Es ist darin ein Abschnitt „Pandora"; ich durfte denselben teilweise im Manuskript lesen und habe einen tiefen Eindruck reiner, ich möchte sagen heiliger Schönheit von einigen Stellen empfangen. Ich bin sehr gespannt auf das Ganze und wäre glücklich, wenn das Werk meines lieben Freundes die freudige rückhaltlose Zustimmung der wenigen großen Menschen finden könnte, die in solchem Falle, wo die Mehrheit urteillos im Finstern tappt, das Schicksal des Buches entscheiden werden.

Der Graf von Schack hat mir sein Epos aus der Zeit zwischen Marathon und Salamis gesandt, „Plejaden", ein gar schwächliches Ding, nur rührend durch den sehnsüchtigen Zug nach jenen klassischen Idealen, die den nun alternden halbblinden Mann wieder in die Begeisterung seiner Gymnasialjahre zurückführen.

Nun genug des Geplauders! Möge mein Brief Sie in einer so glücklichen Verfassung treffen, wie die ist, die ich seit meiner Rückkehr von Wien nicht verliere. Berns freundliche Umgebung, der schöne herbstliche Wald, die frische nervenstärkende Kälte, das alles umgibt mich mit dem Ge-

fühl einer angenehmen Einwinterung. Ähnliches wünsche ich Ihnen, nur darüber hinaus, was bei mir nun schon nicht mehr in Frage kommt, glückliche Stunden schaffender Kraft. Bei mir geht alles täglich mit kleinem Geriesel in die Zeitung, deren Feuilleton ich oft wochenlang ohne jegliche Mitarbeiterschaft schreiben muß; ich tue es aber gern, und so ist alles gut.

Wenn Sie Herrn Baechtold sehen, so grüßen Sie ihn, darf ich bitten, freundlichst von mir.

In treuer Verehrung herzlichst

Ihr J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 20. Dezember 1881.

Verehrter Freund!

Es ist Zeit, daß ich Ihnen herzlich danke 1. für die freundliche Zusendung Ihrer Besprechung des „Sinngedichts", 2. dafür, daß Sie den Artikel geschrieben haben *). Wenn auch die schöne Form Ihres Dialogs über den wahren Wert des Buches, bezüglich dessen ich keineswegs ein gutes Gewissen habe, hinausgeht und fast wünschen läßt, daß niemand dahinterkommen möge, was eigentlich dran sei, so freue ich mich doch, die Blätter zu besitzen; denn Sie führen wenigstens allerlei Züge für Ihre Ansicht an, deren Bemerktwerden dem Betroffenen angenehm ist usw. Auf ihren reichhaltigen Wiener-Brief will ich jetzt, nachdem wir uns persönlich gesehen, nicht mehr zurückkommen, sintemal ich keine Gegenbewirtung mit Erlebnissen anstellen kann. Nur den Wunsch, daß die Angelegenheit der „Oenone"-Aufführung am Burgtheater glückliche Fortschritte machen möge, will ich noch nachholen. Der seither an die Leitung dieser Bühne berufene Adolf Wilbrandt sollte der rechte Mann sein, das Werk zu schätzen und zu fördern, und selbst das neuliche Brandunglück von Wien sollte dazu beitragen, den Sinn wieder mehr zur

*) In Nr. 336 und 337 des „Bund" 1881: „Eine literarische Unterhaltung statt einer Kritik". (B.)

Einfachheit wahrer Kunst zurückzulenken, die nicht solch einer höllischen Anhäufung von Entzündungsmaterien bedarf.

Mit der Erfassung des Epi-Prometheischen Dichtwesens*) schreite ich, bei verschiedentlich abhaltender Beschäftigung, allmählich vorwärts. Es ist ein Merkmal der starken Bedeutung der Dichtung, daß sie so zum Nachdenken anregt. Die Hauptsache scheint mir doch das Verhältnis zwischen der äußeren sinnlich-plastischen Gestaltung und dem inneren ethischen Lebenskerne zu sein. Bei dem apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralysiert wird, ist es schwierig, den rechten Übergang zu finden. Nur soviel steht fest, daß das Werk mit gutem Willen und redlicher Anerkennungsfähigkeit angefaßt werden muß.

Ich bitte Sie aber, von alledem Herrn Spitteler inzwischen nichts mitzuteilen, da er keine glückliche resp. leichtblütige Natur zur Aufnahme unmaßgeblicher Gedanken hat.

In wenig Tagen haben wir Weihnacht, und da Sie trotz des Scherbengerichts der Stadtberner wohl noch Ihre Julzeit heidnisch oder christlich begehen, so wünsche ich Ihnen heitere Festtage und gleich auch noch ein glückseliges Neujahr, wobei ich mich gratulierend auch der verehrten Frau Gemahlin empfehle.

Ihr ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, 3. April 1882.

Verehrtester Herr und Freund!

Vielleicht interessiert Sie inliegender Brief des Herrn J. Guillaume, weil aus demselben recht deutlich hervorgeht, wie unbefugt der Neuenburger Buchhändler Sandoz mit seiner Ausgabe Ihrer übersetzten Novellen gehandelt hat. Es versteht sich von selbst, daß ich die irrtümlich Herrn

*) Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis von Carl Felix Tandem (Aarau 1831). (B.)

Guillaume in die Schuhe geschobene Verwechslung im „Bund" werde gut zu machen suchen*). —

Sie haben mir gegen Weihnacht einen sehr freundlichen Brief zukommen lassen, der mir aber aufs Krankenbett gelegt wurde, und seither bin ich noch einmal für vierzehn Tage krank gewesen, so daß das kein guter Frühling für mich war trotz den Paar Wochen Erholung, die ich mir dann in Lugano gönnen durfte. Darin liegt auch der Grund, warum ich auf Ihren Brief so lange geschwiegen habe; ich fürchtete zu lamentieren.

Herr Wilbrandt hat mir geschrieben, er wolle es mit „Oenone" nicht wagen. Die romantische Behandlungsweise des antiken Stoffes gefällt ihm nicht. Es ist wohl besser so. Wäre das Stück aufgeführt worden, und hätte es einigen Beifall gefunden, so würde ich am Ende geglaubt haben, mein Beruf sei, wieder eines zu schreiben, und dann wäre mir meine Tagesarbeit, die ich recht gern vollbringe, plötzlich verleidet gewesen. Diese Reflexion gibt mir vielleicht das Ansehen des Fuchses in Hallers Fabel; aber es ist wirklich kein bitterer Beigeschmack in meiner Empfindung.

Eine große Freude hat mir Ihr Gedicht in „Nord und Süd" gemacht; Sie werden den kräftigen Nachhall dieser Freude finden in einer noch nicht gedruckten Nummer meines ‚Sonntagblattes', die ich Ihnen Anfangs nächster Woche werde zugehen lassen**).

Hochachtungsvollst mit freundschaftlichem Gruße

Ihr ergebener

J. V. Widmann.

*) In einem aus Paris, 31. März 1882 datierten Briefe an J. V. Widmann teilt James Guillaume mit, daß er im Jahre 1863, als er in Zürich studierte und Gottfried Keller öfters besuchte, die „Leute von Seldwyla" ins Französische übersetzt habe. 1864 sei die Übersetzung in Neuchâtel erschienen. Nun habe 1881 ein Buchhändler diese Übersetzung, ohne den Namen des Übersetzers zu nennen, neu herausgegeben und in der Vorrede Gottfried Keller (den er offenbar mit Ferdinand Keller verwechselte) totgesagt.

**) In „Nord und Süd" war damals Kellers „Apotheker von Chamounix" erschienen, dem Widmann im Sonntagsblatt des „Bund" vom 9. April 1882 (Nr. 15) begeisterte Anerkennung spendete.

Widmann an Keller.

Bern, den 27. Dezember 1882.

Verehrter Herr und Freund!

Das Jahr soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Ihnen danke für die herzliche Art, in der Sie mir bei meinem letzten Besuche in Zürich entgegengekommen sind. Gern hätte ich Sie noch Montags in Ihrem Hause besucht, aber da hatte ich noch vollauf dies und jenes für mein Töchterchen und mit ihm zu besorgen (das ich im Hause von Professor Tobler in Pension habe).

Seither habe ich allabendlich ein gedankenvolles Stündchen bei Ihrem Roman*) zugebracht und mir gesagt, was dieses Buch noch alles ausrichten wird, wenn erst größere Massen erfahren, welche Schätze von Lebensweisheit darin stecken. Als ich's vor ungefähr fünfzehn Jahren zum ersten Male las, wie vieles habe ich damals übersehen, das mich jetzt mit Erstaunen erfüllt. Es ist ein Buch, aus dem wir und die Nachkommen noch lange lernen können, und das erst spät so absorbiert sein, wird wie etwa heutzutage Wilhelm Meisters Lehrjahre es sind. Nach Neujahr gedenke ich darüber in meiner Zeitung etwas zu schreiben; nur bedaure ich dabei, daß es keine still gereifte Arbeit sein kann, wie sie z. B. ein zurückgezogener Professor anfertigt, sondern daß sie die Spuren der Danaiden-Arbeit am täglich auslaufenden Zeitungsfasse nur zu deutlich tragen wird.

Indem ich Ihnen einen recht frohen Übergang ins neue Jahr wünsche, zeichne

hochachtungsvollst und mit herzlichem Gruße Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

(Poststempel: Neumünster 13. I. 83.)

Liebster Herr und geehrter Freund!

Ich danke Ihnen spät für den wohlwollenden Neujahrsgruß, den ich gerade noch in den Iden des Januarius recht

*) Der grüne Heinrich, zweite Fassung.

herzlich erwidere. Die guten Stunden, die wir zusammen mit der Brahmsschen Gesellschaft verbrachten, sind mir noch in schöner Erinnerung, und es war auch nicht schwer, in so freundlich aufgelegter Nachbarschaft, wie die Ihrige noch stets für mich gewesen ist, nicht gerade ein Kaliban zu sein.

Daß Sie sich mit meinem Romane zuweilen beschäftigen, gereicht mir zur großen Genugtuung, nachdem ich das ausgewachsene Gesträuch gesäubert und gestutzt habe. Das Höheniveau, das Sie ihm literarisch vergönnen möchten, kommt dem Buche schwerlich zu, da es auch jetzt noch zu gemischt ist in seinen verschiedenen Qualitäten und namentlich zu dick.

Ich habe Ihnen auch noch abzubitten, daß ich Sie ohne Nachricht über den Ausgang des Guillaumeschen Übersetzungshandels, dessen Sie sich so tapfer angenommen, gelassen habe. Die Sache lief darauf hinaus, daß ein Bruder Guillaumes, der seinerzeit die Kosten bezahlt zu haben scheint, mit 200 Exemplaren auf dem bewußten Wege einen Versuch machte, noch etwas herauszuschlagen (nämlich von der alten sitzengebliebenen Auflage). Der Verleger Sandoz entschlug sich jeder Verantwortung und Kenntnis, so daß die ungeschickte Manipulation einzig Sache des genannten Bruders zu sein schien und wohl nicht viel geschadet hat.

So oft ich den ‚Bund' in die Hand nehme, lieber Freund, steigt mir ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen müssen. So erfreulich und erfrischend Ihre Tätigkeit für uns andere sein mag, so wie die brave gute Manneslaune, mit der Sie sich der Notwendigkeit fügen, so muß ich mich doch immer fragen, ob es denn keine Auskunft gibt, die Sie mehr zum Herrn Ihrer kostbaren Zeit machen könnte.

An der Wiener Hofburg haben Sie in Paul Heyse einen Schicksalsgenossen bekommen, dessen ‚Alkibiades' von seinem dazu noch intimen Freunde Wilbrandt als ‚antiker Stoff' ebenfalls abgelehnt worden ist, obgleich der gleiche Herr Direktor nachher ein Racinesches Stück extra neu einstudieren ließ.

Über Spittelers ‚Extramundana' haben wir, glaub' ich, neulich mündlich gesprochen. Als ich das Buch neulich gründlich durchlas, wurde ich bald betrübt, bald zornig über so vieles, was ich einmal nicht billigen kann, und ich habe ihm in dieser Stimmung ohne Rückhalt geschrieben. Ich glaube aber nicht, daß er sich irgend daran kehrt, und verlange es auch nicht; denn er ist viel zu fertig und zu reif geworden in seiner Art. Es ist nur zu wünschen, daß nicht einmal ein malitiös objektiver Beschreiber dahinter kommt und das Kind mit dem Bade ausschüttet. Das Weitere könnte ich Ihnen nur mündlich sagen; denn zu schreiben gäbe es mir zu viel.

Mit herzlichem Gruße Ihr

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 16. Januar 1883.

Verehrtester Herr und Freund!

Die eben heute im „Bund" beginnende und am Donnerstag abschließende Besprechung Ihres Romans*) will ich Ihnen am Donnerstag unter Postband zusenden, möchte Sie aber heute schon bitten, den guten Willen mehr in Betracht zu ziehen als das Geleistete. Es ist mir manches unter der eilenden Feder ein wenig anders herausgekommen, als ich's eigentlich hätte sagen mögen, wie das so geht, wenn man einen derartigen Artikel auch dem bloßen Bedürfnisse der Zeitung zuliebe schreiben muß. Vielleicht sind Sie auch nicht ganz damit einverstanden, daß ich im dritten Artikel einige pronouziert unkirchliche Stellen aus Ihrem Buche abdrucke; aber hier kam es mir wirklich innerlichst darauf an, einmal recht deutlich darzustellen, wie die Ersten in allem Volke denken, ja geradezu den höchsten Trumpf auszuspielen, den ich kenne, und das Vollkommenste, das nach dieser Richtung gesagt worden ist, durch Abdruck in einer Zeitung zur Tagesangelegenheit zu machen.

*) „Über Gottfried Kellers Roman: Der grüne Heinrich" („Bund" Nr. 15—17, 1883).

Gar herzlich danke ich Ihnen für Ihren Brief, den ich am Sonntag erhielt. Der warme Anteil, den Sie an der Unerfreulichkeit meiner jetzigen Stellung nehmen, hat mir als Beweis Ihres Wohlwollens das Herz erwärmt.

Indessen ist meine Stellung nicht so böse; man mutet mir nicht mehr zu, als daß ich jeden Vormittag im Bureau der Zeitung zubringe. Schlimmer ist, daß ich körperlich mich nicht gut befinde, geschwächt von irgendeinem geheimen Feinde in den inneren Organen, den die Ärzte bis jetzt nicht haben entdecken können. Da ich stets einen Teil der Nacht, gegen Morgen, mit einiger Atembeschwerde zu kämpfen habe, bin ich nicht kräftig wie ehemals, und hierin, nicht in der Arbeit an der Zeitung, liegt die Lähmung für meine sonstige Energie. Als ich in Bern zuerst als Schuldirektor angestellt wurde und im ersten Winter 30 Stunden wöchentlich zu geben, zudem auf einige mir neue Fächer mich tüchtig vorzubereiten hatte, war ich doch imstande, innert jener drei bis vier Wintermonate die Dichtung Buddha zu schreiben; aber da war ich in frischer Gesundheit. Vielleicht macht jetzt meine Natur nur eine Krise durch, vom Übergang aus den jüngern Mannesjahren in die späteren; ich bin nun nächstens einundvierzig Jahre alt. Vielleicht aber gehöre ich zu den auf kürzere Dauer angelegten Geschöpfen, die sich rasch ausleben. In beiden Fällen ist mir meine jetzige Stellung wert, da sie mir nicht bloß gestattet, sondern zur Pflicht macht, mich mit denjenigen Dingen abzugeben, die mir die liebsten sind, und die im Kulturleben der Völker immer eine wichtige Rolle spielen werden.

Mein Freund Spitteler hat mir Ihren Brief dieser Tage gezeigt und dabei nur Worte freundlicher Verehrung für Sie gehabt, ohne jedoch anderseits überzeugt zu sein. Hingegen will er sich nun gewissermaßen das Recht erobern, nach seiner Fasson zu dichten, indem er durch ein den bisher geltenden Konventionen sich fügendes Theaterstück mit entwickelten Charakteren den Beweis zu leisten sucht, es fehle ihm nicht das Können im realistischen Genre. Er wird

also einen historischen Stoff, den er längst in der Seele trug, zu einem Drama ausarbeiten, und er verspricht, selbst auf das theatralisch Wirksame bedacht sein zu wollen. Darin haben Sie gewiß vollkommen recht, daß Sie meinem Freunde Anerkennung wünschen als bestes Heilmittel für sein allerdings nicht ganz normales Innere. Ich bin daher auch bemüht, jeden Sonnenblick ihm aufzufangen und zuzuspiegeln. Dies ist der Grund, warum ich eine Notiz, die Hermann Lingg in die „Neue freie Presse" geschrieben, im „Bund" dieser Tage erwähne, obschon es jammervoll ist, zu lesen, wie oberflächlich Lingg zu Werke geht. Ich bin sogar sicher, daß er Spittelers Buch nicht gelesen hat. Über alle Vorstellung einfältig ist Linggs Vergleich mit der Bodmer- und Breitingerzeit und das ganze Artikelchen von A bis Z ungeschickt. Aber man nimmt, was man findet.

Bewahren Sie, verehrtester Herr und Freund, auch in diesem Jahre Ihre freundliche Gesinnung

Ihrem treu ergebenen

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Verehrter Freund!

Es ist wieder spät geworden, bis ich dazu komme, Ihnen für den Grün-Heinrichs-Artikel*) meine Dankesschuld abzutragen. Über das Maß, mit welchem Sie Zustimmung und Lob erteilen, will ich nicht mit Ihnen rechten, da es doch nichts nützt und die Wahrheit schon an den Tag kommen wird. Speziell werden die Staatsmänner und Pädagogen gelächelt haben über die Weisheit, die Sie dem Buche vindizieren.

Der theologische Passus, den Sie zitiert haben, machte mir nicht viel Zahnschmerz. Strauß, der ehemalige König aller Freischriften, hat ja zirka zwanzig Jahre später in seinem „Alt und neuen Glauben" ziemlich das gleiche ge-

*) Im „Bund" 15—17, 16. bis 18. Januar 1883. (E.)

sagt, was er freilich auch etwas früher schon hätte entdecken dürfen.

Daß Ihnen die journalistische Stellung nicht unwert ist, vielmehr Genugtuung gewährt, würde auch mir zur vollen Befriedigung gereichen, wenn nicht die schlimme Nachricht von Ihren gesundheitlichen Zuständen dabei wäre. Nun, ich hoffe da mit Ihnen, es werde sich um eine jener Perioden vorübergehenden Unwohlseins handeln, denen Ihre Übergangsjahre zuweilen unterworfen sind. Mit etwas Schonung und zweckmäßigen Sommerkuren wird sich das Übel schon legen, was ich Ihnen von Herzen wünsche.

Herrn Spitteler angehend, so suche ich Aus- und Inwärtige wenigstens dahin zu bringen, daß sie seine Werke einmal aufmerksam durchlesen, damit sie sehen, was darin steckt. Es ist merkwürdig, wie wenig auch nur kritisches Interesse heutzutage vorhanden ist, um Sachliches zu studieren und Dinge zu betrachten, die man nicht selbst gemacht hat, sobald sie nicht in die Schablone passen.

Freilich, um auf mich zu kommen, muß ich auch immer fragen, was Spitteler eigentlich unter seinem Idealismus verstehe? Soviel ich sehen kann, bekleidet er alle seine kosmisch-mythologischen Erfindungen und Begriffe bei ihrem Auftauchen stracks in gut irdische Menschen- und Tiergestalten, die er mit allen Naturalien genau so realistisch beschreibt, wie die von ihm verlachten Beschreiber. Seine Schnurre von dem Konkursausschreiben des Planes für die beste Welt*) ist vortrefflich und mit echtem Humor durchgeführt bis zu dem Punkt, wo er nun das Projekt seiner Idealwelt zum besten gibt, mit welchem bekränzten Bottich oder Omnibus à dreizehn bis vierzehn Personen, mit der bemalten Stange, an welcher ein Frauenzimmer in die Höhe klettert, der Spaß aufhört. [ ]

Jedoch genug davon, und die Hoffnung darauf gesetzt, daß dieser Geist, sich selbst überlassen, schließlich doch sein heimatliches Ithaka findet!

*) „Das Weltbaugericht", Extramundana (1883) Seite 233. (E.)

Linggs liederliche Erwähnung in der „Neuen Freien Presse"*) habe ich nachgeschlagen, mich über das dürftige Gebaren aber nicht sehr gewundert, da ich eigentlich noch nie ein vernünftiges oder geschmackvolles Wort in Prosa von ihm gelesen habe.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, 21. Februar 83.

Widmann an Keller.

Bern, den 21. April 1883.

Verehrter Herr und Freund!

Nur als Redaktor komme ich heute zu Ihnen mit der Anfrage, ob Sie mich in stand setzen wollen, Ihr Gedicht, das zur Eröffnung der Landesausstellung soll gesungen werden, am 1. oder am 2. Mai im „Bund" zum Abdruck zu bringen. Wenn diese Bitte Ihnen unbescheiden vorkommt, oder wenn dieselbe vielleicht der Dimensionen und innerer Anordnung des Gedichtes halber keinen rechten Sinn hat, so legen Sie dieselbe einfach ad acta, während andererseits es mich natürlich sehr freuen würde, wenn der „Bund" am Tage der Eröffnung dieser Ausstellung das Gedicht so vielen Lesern zutragen dürfte, die am selbigen Tage nicht in Zürich sein können.

Noch schulde ich Ihnen Antwort auf den Brief, in

*) In einem Brief an Jakob Baechtold vom 15. März 1883 stellt J. V. Widmann richtig, daß jene Kritik nicht von Lingg herrührte: „Wenn Sie unsern verehrten Meister sehen, so grüßen Sie ihn herzlichst und sagen Sie ihm, daß ich erst neulich durch den Buchhändler Hässel erfahren habe, nicht von Hermann Lingg, sondern von H. Laube sei jener Hinweis auf Tandems Buch in der ‚N. Fr. Presse' geschrieben worden." — Widmanns Briefe an Baechtold (81 Stück) befinden sich im Besitz der Witwe Baechtolds und wurden mir von ihr freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Herausgeber. — Den hier erwähnten Irrtum hat übrigens bereits Dr. Jonas Fränkel berichtigt in seiner Besprechung von Ermatingers „Gottfried Kellers Leben" im Dezemberheft 1916 der „Götting. gel. Anzeigen" Seite 702.

welchem Sie mit so köstlichem Humor die glückhafte Omnibusgondel im Weltbaugericht der „Extramundana" behandeln. Aber es ist mir damit seltsam gegangen; ich habe über Ihre wohlgelaunten Scherze hellaut lachen müssen und habe nachher, als ich die Stelle im Gedicht wieder las, sie dennoch schön gefunden; nur das lange ästhetische Gespräch, das beweisen soll, wie solche Idealmenschen sich unterhalten würden, scheint mir aus aller Kunstform zu fallen. Und dann muß man fürs übrige natürlich billig sein, da man nicht verlangen kann, daß der Poet ein Idealglück schildere, zu dem er nicht doch wieder die Hauptzüge dieser wirklichen Welt entlehne. Die Aufgabe übersteigt wohl jedes Talent, anläßlich einer satirischen Kritik der wirklichen Welt anschaulich zu zeigen, wie eigentlich die bessere Welt beschaffen sein sollte.

Mittlerweile hat sich Herr Sp. verlobt, mit einer liebenswürdigen jungen Holländerin, die er in meiner ehemaligen Schule als seine Schülerin kennen lernte, und deren anspruchsloses bescheidenes Wesen ihn immer anzog, ja selbst rührte, wenn er es mit der pompösen Art anderer Frauenzimmer verglich, die aus sich so viel machen. Welchen Einfluß Verlobung und Heirat auf seine poetische Produktion haben dürfte, vermag ich noch nicht abzusehen.

Mit herzlichem Gruße in freundschaftlicher Verehrung
Ihr ergebener
J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Datum des Poststempels, Zürich 22. 4. 83.

Liebster Herr und Freund!

Ich habe Ihnen den gewünschten Gesangstext*), eine wahre Perlenschnur von Gemeinplätzen, extra abgeschrieben, da ich keinen Abdruck besitze, während der „Winterthurer

*) (Mit Bleistift): zur Landesausstellung in Zürich.

Landbote", weniger diskret als der „Bund", das Zeug heute schon bringt, zudem unrichtig in Strophen abgesetzt.

Wenn ein Stück einmal in den Händen von ein paar Gesangvereinen ist, so läßt sich dergleichen natürlich nicht mehr verhindern. Dennoch würde ich Ihnen raten, den 1. Mai ruhig abzuwarten; verlieren tut niemand etwas dadurch. []

Mit allen Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 23. April 1883.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich danke Ihnen von Herzen für die schnelle und liebenswürdige Erfüllung meiner Bitte. Das Gedicht ist so, wie seit Goethe nur Sie damit fertig werden, die schwere Last der realen Dinge zu vergeistigen, so daß der widerstrebendste Stoff einer schönen Montgolfine gleich sich vor unseren Augen zum Himmel hebt. Bei aller Gedankenfülle ist es des ferneren durchaus nicht onkelhaft, sondern hat volkstümliche Wendungen und Schlagworte, die recht unmittelbar ergreifen. Zum Lesen würde man wohl ein einheitliches Metrum vorziehen, während natürlich die musikalische Komposition diesen Wechsel der Maße absolut bedingte. Mir kommt vor, das Gedicht müsse sich gut gefügt haben zu den Tönen und Stellen wie „Gleich stürmender Wolken geschlossenen Scharen" hat Hegar hoffentlich ordentlich benützt.

Ich werde also trotz dem vorausplatzenden „Landboten", den vermutlich noch andere Zeitungen nachdrucken, bis zum 1. Mai mit der Publikation hintanhalten, dafür aber auch beifügen: Mit Autorisation des Verfassers gedruckt. Das Autograph aber bleibt mir und den Meinigen als liebes Familienstück.

Nochmals bestens dankend und grüßend
in freundschaftlicher Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

(Statt einem Briefe.)

Es gibt ein Bild von einem großen Meister,
Den Pfuscher mit besonderm Eifer nennen,
(Nun wißt Ihr's, Herr!): Buonarotti heißt er,
Und auch das Bild, Ihr werdet's gleich erkennen:

Adam liegt ausgestreckt auf glatten Quadern.
Da naht ihm Gott; aus seinem Schöpferarme
Entspringt ein Blitz, fährt in des Menschen Adern;
Von daher stammt das Herzblut uns, das warme.

Dasselbe hab' ich heut' an mir empfunden,
Da ich ein Buch (nun welches wohl?) empfangen.
Mein eigen nenn' ich's erst seit wen'gen Stunden, —
Sein Blitz ist mir durch's Innerste gegangen.

Wie prächtig Ihr in Eurer Feuerwolke! —
Sie mag nun segnen, oder mag zerschmettern. —
Ich aber, mitten drin im niedern Volke,
Vernehme glühend heiß dies hohe Wettern.

J. V. Widmann.

Bern, 3. Nov. 1883.

Keller an Widmann.

Zürich, 7. November 83.

Ihr Brief in Versen, mein lieber verehrter Freund, ist zwar ein starker Tabak und fast geeignet, in ironischem Sinne aufgefaßt und verwendet zu werden; da er aber unter uns bleibt und ich zu wissen glaube, wie Sie es meinen, so darf ich meinen Dank für die Mitteilung nicht zurückhalten, zumal ich durch die Feuerwolke hindurch doch erkennen kann, daß mein dickes Gedichtbuch jedenfalls bei Ihnen nicht durchgefallen ist, worüber ich froh bin. Denn es ist immer eine bedenkliche Sache um die Frage: Ist das nun eigentlich Poesie oder nicht?

Ihren Krieg gegen Robert Weber*) habe ich neulich mit einiger Verwunderung beobachtet. Meinerseits erschrecke ich jedesmal, wenn dieser Parasit der sogenannten Nationalliteratur mich bei seinen Unternehmungen einbezieht und ich würde ihm gern einige Louisd'or bezahlen, wenn er es unterließe. Und Sie ereifern sich, wenn er dies gratis tut! Sie anerkennen ja hiemit, daß der ehemalige Pfarrer von Oberstraß Sonnenschein und Regen machen könne.

Gott bessere Sie! Sie haben es ja nicht nötig!

Mit besten Grüßen

Ihr G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, den 13. November 1883.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie haben aus meinen Versen, die Ihnen, wie es scheint, überschwenglich vorgekommen sind, das eine doch herausgelesen, wie Ihre Gedichte auf mich einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Und dieser Eindruck steigert sich von Tag zu Tag, indem ich das Buch immer wieder zur Hand nehme und in staunende Bewunderung gerate. Ein Gedicht wie die Schillerfeier — die beiden Frauen im winterlichen Walde usw. — wer hätte denn so etwas in unserm Jahrhundert schreiben können außer Ihnen? Hier liegt eben doch auch über Goethe hinaus ein Fortschritt des allgemeinen Menschheitsgefühls; dazu, was die rein künstlerische Konzeption und Behandlung anbetrifft, eine Kühnheit, wie sie ähnlich bei jenen ersten niederländischen Malern vorkam, die die wirkliche Welt entdeckten, auf der allein die ideale Welt sich richtig aufbaut.

---

*) Der Schriftsteller Robert Weber (1824—1896), Herausgeber einer „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" und einer „Nationalbibliothek", war einer der hauptsächlichsten Vertreter der Idee einer schweizerischen Nationalliteratur, die Widmann, Keller folgend, damals im „Bund" bekämpfte. (E.)

Sie können sich um so eher vorstellen, wie mich ihre Gedichte erfassen, wenn Sie bedenken, daß ich fortwährend zwangsweise moderne Belletristik lesen muß und, bei so vielem ganz Schlechtem schon in Bewegung komme bei erträglich guten Versen wie die von Herzfelder, Kirchbach und solchen Leuten. Nun aber tritt auf einmal in die Menge aller dieser Bücher, die geschrieben werden oder auch unterbleiben konnten, Ihre Gedichtsammlung als ein Werk, das die reifsten schönsten Gedanken des Jahrhunderts zusammenfaßt und nun so, wie es da ist, einen unveräußerlichen Schatz und für die nächste Generation die allerkostbarste Erbschaft darstellt, — da müssen Sie mir schon ein kleines ungeschicktes Verse-Delirium verzeihen, wie Sie es ja auch wirklich in ihrem freundlichen Briefe getan haben. Es wird mir eine große Freude sein, von Ihrer Gedichtsammlung zu meinen Zeitungslesern zu sprechen, und ich muß nur warten, bis es mit der nötigen Ruhe und Besonnenheit geschehen kann.

Und da nun dieser Brief schon den Charakter einer Apologie trägt, so möchte ich Ihnen hinsichtlich meines Streites mit Robert Weber nur eines zu besserm Verständnis meines Auftretens mitteilen: ich habe ganz einfach unter dem Einflusse gerechten Unwillens darüber gehandelt, daß ein Mensch eine derartige literarische Unternehmung zum Zweck einer Privatsache ausbeutet. So etwas sollte nicht ungestraft geschehen. Freilich wäre mir lieber gewesen, Weber hätte gegen einen andern seine Ungerechtigkeit ausgeübt, so daß ich nicht in eigener Sache den Richter hätte spielen müssen. Daß ich im übrigen nichts darauf gebe, von Weber bei seiner Nationalbibliothek berücksichtigt zu werden, ist selbstverständlich. Jedenfalls war mein Auftreten nicht weltklug, aber es war die Tat persönlicher Entrüstung über eine niederträchtige Handlungsweise, wobei, wenn ich mich ehrlich prüfe, nicht der Umstand, daß die Kränkung mir gegolten, den Ausschlag gab.

Gedenken Sie in diesen nächsten Wochen meiner als eines Mannes, dem Sie durch Ihr Buch wunderbar glückliche und weihevolle Stunden bereiten.

Hochachtungsvollst mit herzlichem Gruße Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 14. Dezember 1883.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich war so frei, Ihnen meine Sammlung Erzählungen*) zu schicken. Natürlich ist dabei die Meinung nicht die, Sie sollten alle diese für das Unterhaltungsbedürfnis gewöhnlicher Zeitungsleser geschriebenen Geschichtchen lesen. Wenn Sie aber dem Buche eine halbe Stunde schenken wollen, so lesen Sie vielleicht unter der Rubrik „Amoretten" die Erzählung „Als Mädchen"**), die am ehesten eine Novelle heißen dürfte.

In freundschaftlicher Verehrung Ihr ergebener

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 28. Januar 1884.

Verehrter Freund und Gönner!

Ein abermaliger mit Weihnachten angetretener Briefbankrutt, der Freunde und Feinde gleichmäßig in seinen Abgrund zog, hat auch Sie getroffen, und mit der allmählichen Wiederherstellung der korrespondenzlichen Solvenz kommt auch an Sie die Reihe, eine Abschlagszahlung zu erhalten. Ich danke Ihnen also, wenn auch spät, doch um so wärmer

*) Aus dem Fasse der Danaiden. Schmidt, Zürich 1884.

**) Die Novelle „Als Mädchen" erschien zusammen mit der Widmannschen Novelle „Der Redakteur" Mitte der achtziger Jahre auch in Reclams Universalbibliothek (Nr. 1926) und wurde neu aufgelegt in dem Bändchen „Ein Doppelleben und andere Erzählungen von J. V. Widmann" (Bern, Francke, 1915).

für Ihr Novellengeschenk, das ich mit Kurzweil und Erbauung durchgelesen habe. In den heitern Sachen wirkt Ihr guter Humor um so fröhlicher, als Sie überall in Land und Leuten zu Hause sind und man einen festen Boden unter den Füßen hat. Allerdings ist das Stück „Als Mädchen" auch nach meinem Geschmacke das Novellenstück par excellence im Buche; es klingt, als wenn es nicht nur in Spanien spielte, sondern auch dort in älterer Zeit geschrieben wäre. Aber auch das „Doppelleben" *) ist meisterhaft gemacht, und der letzte Teil, wo Staunton in der weiten Welt irrt, um der Katastrophe zu entfliehen, ebenenso neuartig als erschütternd. Freilich kann man mit der Lösung nicht einverstanden sein; wenn es auch nicht nötig und artig war, daß Baechtold in der „Neuen Zürcher Zeitung" den Handel in schroffem Tone angezeigt hat, so ist das bewußte Fortleben des Sohnes im Inzest mit der Schwester auch nur in der Vorstellung der Leserwelt untunlich und verletzend. Gewiß ließe sich der Fall psychologisch und ethisch schon gründlicher besprechen; daß es aber schriftlich nicht einmal wohl angeht, scheint eine Negation zu sein. Haben Sie Theodor Storms Gedicht „Geschwisterblut" (Band I. S. 35 der „Gesammelten Schriften") nicht gelesen? Die Situation ist zwar nicht die gleiche; allein der Schluß scheint mir doch allgemein gültig und ist sehr ergreifend und zugleich beruhigend. Aber, wie gesagt, daß die Novelle mir als sehr gut komponiert und erzählt erscheint.

Noch habe ich Ihnen auch nicht für die pompöse Besprechung meiner Gedichte und für deren Zusendung gedankt, was ich herzlichst nachhole. Ich war und bin etwas verlegen wegen der Graduierung, welche Sie mit meiner Persönlichkeit darin vorgenommen. Dergleichen kann und soll man nie von einem unglücklichen Lebewesen sagen, ganz abgesehen

*) „Ein Doppelleben" erschien außer in der Sammlung „Aus dem Fasse der Danaiden" auch in dem von Paul Heyse herausgegebenen „Neuen deutschen Novellenschatz"; ferner in dem in der Fußnote zum vorhergehenden Briefe erwähnten Bändchen, das den Namen der Novelle trägt.

von der Unbilligkeit gegen manchen, der besser und fleißiger ist, als just der Betroffene; und, was ein eigentliches Übel ist, es wirft bei den andern auf den unschuldigen Sünder selbst den Schein des Größenwahns und der Anmaßung.

Nehmen Sie, bester Freund, den nögelnden Tenor dieses Briefes nicht für ungut und leben Sie im übrigen so frisch und fröhlich, so gesund und glücklich in das angestochene Jahr hinein, wie ich hoffe, daß Sie es angetreten haben.

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 3. Feb. 1884.

Verehrtester Herr und Freund!

Der Brief, den Sie vor acht Tagen an mich geschrieben haben, ist für mich ein rechter Sonnenstrahl gewesen in trüber Zeit. Meine Stellung an dem Journal trägt mir oft an einem Tage mehrfache Angriffe in öffentlichen Blättern, anonyme insultierende Briefe u. dgl. ein; so war es gerade am Montage. Nicht nur werden die Reformer und die Vermittlungstheologen nicht fertig, mir einen vor sechs Wochen von mir verfaßten Artikel, in dem ich die Pietisten auf ihre Kosten herausgestrichen hatte *), bösartig heimzuzahlen durch persönliche Angriffe, sondern selbst eine ruhige Anmerkung zu einem literarischen Artikel über das finnische Nationalepos hat einen mir unbekannten Herrn in der Urschweiz bewogen, mich mit Schmähbriefen zu überschütten **), die mich freilich schließen lassen, er sei nicht ganz bei Sinnen.

Da kam nun in all dieses niedere Zeug, das eben doch ärgert, wenn man es auch als an sich unbedeutend erkennt, Ihr liebenswürdiger Brief, den ein herzliches Wohlwollen diktiert zu haben scheint, da Sie auch da, wo Sie mich irren sehen, mich mit großer Nachsicht beurteilen. Was Sie

**) Ich hatte seiner Meinung nach das schwedische Element in Finnland zu sehr herausgestrichen auf Kosten der eigentlichen Finnen.

*) Ein Vollblutpietist (Bischof Gobat), Nr. 348/349 des „Bund".

schreiben, hat mich um so mehr gefreut, als ich von der Besorgnis nicht ganz frei war, ob nicht auch Sie die Indignation Baechtolds über die bewußte Erzählung teilten und außerdem die etwas geräuschvolle Art meines Referates über Ihre Gedichte ernstlich verübelten. In letzterer Beziehung, sehe ich, haben Sie den guten Willen, nicht die teilweise ungeschickte Ausführung in Betracht gezogen. Und was die Erzählung betrifft, so stimmen Sie zwar mit Baechtold überein in der Mißbilligung des Schlusses, machen mir aber aus diesem literarischen Lapsus keine Sünde. Ich danke Ihnen für den Hinweis auf Storm's Gedicht, das ich freilich noch nicht habe auftreiben können, da weder eine öffentliche, noch eine der mir zugänglichen Privatbibliotheken Berns die Stormschen Werke aufweist; ich muß sie mir einmal anschaffen, sobald das Budget etwas der Art erlaubt.

Meine Geschwisteraffäre will ich nicht mit Hartnäckigkeit gegen einen Mann wie Sie verteidigen, der mir in jedem Stück so weit überlegen ist, aber ich möchte doch anführen, daß ich diese Lösung (oder Nicht-Lösung) überlegt und lange bedacht habe. Erstlich sind es nicht Vollgeschwister; sie haben nur denselben Vater. Sodann erfährt nur der Mann etwas von dieser Blutsverwandtschaft und erfährt es, als er längst verheiratet und Vater geworden ist. Das sind doch stark ins Gewicht fallende Umstände. Endlich gestehe ich, daß eine Ansicht, die einst der Erzähler Jakob Frey im Privatgespräch mir äußerte, einigen Einfluß auf mich hatte, nämlich die Ansicht, daß die Natur wahrscheinlich keinen Inzest kenne und das Häßliche desselben wesentlich in den dabei verschobenen sonstigen persönlichen Beziehungen und Pflichten liege. So sei z. B. das Eingehen einer Ehe zwischen zwei jungen Leuten, die *wie* Geschwister in demselben Hause nebeneinander aufwuchsen, für sein Gefühl verletzender, obschon sie also nicht Geschwister sind und vor dem Gesetz heiraten dürfen, als eine Ehe von Geschwistern, die sich niemals als solche hätten kennen lernen. — Ich glaube nach allem, daß ich aus dieser Geschichte einen Roman hätte

machen sollen, wo ich dann alles besser motiviert und der Vorstellung keine halbverhüllten und leeren Stellen zurückgelassen hätte.

Aber nochmals, verehrtester Herr und Freund, herzlichen Dank für Ihr mildes Urteil und überhaupt für die freundliche Beachtung, die Sie so unvollkommenen Bestrebungen schenken.

Ehe ich diese Zeilen abschließe, — die Ihnen übrigens keine neue Briefschuld aufladen wollen, Ihre Zeit gehört der Allgemeinheit, — erinnere ich Sie gerne daran, daß wir vor mehr als einem Jahre in einer Abendgesellschaft in Zürich zusammensaßen, wo einer auf die ominöse Dreizehn der Tafelrunde aufmerksam machte. Niemand dieses Kreises ist seither, soviel ich weiß, abberufen worden und man darf sich dieser Tatsache freuen, wenn man auch in der ursprünglichen Erwähnung jenes Umstandes nur eine Dummheit und Taktlosigkeit erblicken konnte. Mir selbst, der ich in jenem Winter sehr übel dran war, ist es seither viel besser gegangen und manchmal kommt mir vor, als ob ein auf meine Gesundheit bezüglicher Wunsch, den Sie mir vor einem Jahre schrieben, mir zum Segen geworden wäre.

Von Herzen dankbar und in treuer Verehrung grüßt Sie freundlich und wünscht Ihnen alles Gute Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 18. Oktober 1884.

Hochverehrtester Herr und Freund!

Ihr persönliches Verhältnis zu Leutholds Ausgang rechtfertigt die kleine Zusendung, die ich Ihnen unter Postband mache*). Sie und Baechtold haben — laut Erzählung des letztern — Leuthold begraben, und so darf ich Ihnen wohl

*) Nr. 42 des Sonntagsblattes des „Bund" vom 19. Oktober 1884 brachte gleichzeitig mit einer Besprechung der Gedichte Leutholds das Gedicht J. V. Widmanns auf Leuthold, das dann Baechtold an die Spitze der 4. Auflage der Leutholdschen Gedichte (1894) setzte.

Kenntnis geben von der Huldigung, die ich dem Andenken des Dichters bei Anlaß der dritten Auflage seiner Gedichte darbringe.

Außerdem habe ich Ihnen etwas Spaßhaftes zu erzählen. Ein junger Musiker in Wien, Ferrucio Busoni, der ein sehr talentvoller Künstler sein soll und von sich rühmen darf, daß ihn Brahms hochschätzt, hat mir den Antrag gemacht, ich möchte ihm nach Ihrer Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" einen Operntext (!) schreiben. Er versprach sich dabei eine besonders große Wirkung von dem schwarzen Geiger. Ich habe ihm natürlich geantwortet, daß man bei einer Bearbeitung zu theatralischem Zwecke gerade die schönsten tiefsten Stellen der Dichtung aufgeben müßte und daß ich mir nicht zutraue, die ganz innerliche Dramatik der Novelle, diese stille heiße Glut, in jene Äußerlichkeit umzusetzen, wie sie die Bühne in der Oper verlangt.

Inzwischen bin ich für jenen Musiker Frank aus Hannover, der Sie in diesem Sommer besuchte, als Librettist tätig. Zwar Ihr Tanzlegendchen, das Hr. Frank von mir wünschte als eine Art Konzertstück (kantatenhaft), habe ich noch nicht angetastet. Aber ich bearbeite ihm Shakespeares „Sturm" *). Ich kann mir vorstellen, daß Sie solche Bearbeitungen großer Dramen prinzipiell verwerfen. Doch dürfte der „Sturm" eine Ausnahme machen. Wie es ja dort heißt:

„Die Insel ist voll Lärm,
Voll Tön' und süßer Lieder, die ergötzen
Und niemand Schaden tun —"

es ist wirklich eine fast opernhaft konzipierte Dichtung mit so wenig eigentlicher Handlung, daß Shakespeare selbst ein mythologisches Ballet (Iris, Ceres, Schnittertanz usw.) eingeflochten hat, um auszufüllen. Dieser Ariel, die Geistererscheinungen, das ganze Traumhafte der Insel, — das alles ladet ein zu opernhafter Bearbeitung. Ich bin auch nicht

*) Der Sturm. Musikalisches Märchen in drei Akten. Text nach Shakespeares Zauber-Lustspiel, bearbeitet von J. V. Widmann. Musik von Ernst Frank. Als Manuskript gedruckt; Hannover, Schlütersche Buchdruckerei.

der erste, der daran geht. Schon Dryden hat im Geschmack seiner Zeit so etwas gemacht und später Gotter, dessen weinerlich sentimentale Oper Zumsteg komponiert hat. Mir selbst ist es eine große Freude, neben meiner doch recht trockenen journalistischen Beschäftigung wieder ein wenig mit der Kunst in Zusammenhang zu treten und das auf einem Gebiete, das vielleicht meinen Kräften das Angemessenste ist.

Sehr gespannt bin ich mit der ganzen deutschen Literaturwelt auf Ihren Roman, den (die) „Deutsche Rundschau" in Aussicht gestellt hat. Wie schön, wenn man sich so zu Winteranfang auf etwas so Herrliches vorausfreuen kann.

Mögen diese Zeilen Sie in gutem Wohlsein antreffen. Ich komme, wie Sie wissen selten mit einem Briefe. Aber der Gedanke an Ihre Existenz ist mir die Quelle unausgesetzten heimlichen Wohlbehagens.

In treuer Verehrung grüßt Sie herzlichst Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 9. November 84.

Liebster Freund und Gönner!

Vielen Dank für Brief und Zusendung. Das Leutholdgedicht ist sehr schön, fast etwas zu feierlich für die schwache Originalität, welche der unglückliche Guerillahäuptling besessen hat. Dennoch trifft das Lied die Stimmung derer, die ihn in seinem langen Sarge ausgestreckt gesehen, das Gesicht mit seinen beruhigten Leidenschaften und Ansprüchen durch den Tod wiederhergestellt, plötzlich sogar wieder in die durch Paralysis verlorene Intelligenz getaucht.

Daß Sie den Shakespeareschen „Sturm" als Oper bearbeiten, ist sehr erfreulich und wird, sofern der junge Komponist sich bewährt, gewiß ein glückliches Ereignis herbeiführen. Sie erwerben sich auch ein Verdienst in einer Zeit, wo Richard Wagner es fast allen Komponisten unmöglich macht, zu schaffen, ohne Selbstdichter oder Pfuscher zu sein.

*) Ernst Frank. (E.)

Seit derjenige, der den „Faust“ und die „Iphigenia“ gedichtet, sich so liebevoll mit dem Singspiel bemüht hat, kann von der Berechtigung keine Rede mehr sein, und ich selbst lehne dergleichen nur ab, weil ich zu dumm dazu bin und mich ein Libretto fast die gleiche Mühe kosten würde, wie ein volles eigenes Drama und ich also vorziehen würde, letzteres zu machen, wenn ich — ja wenn — usw.

Inzwischen bin ich Ihnen auch dankbar, daß Sie meine verhängnisvolle Dorfgeschichte, die mir wie ein gestutzter Pudel durch das ganze Leben nachläuft, nicht versifizieren wollten. So ist auch die Zumutung jenes Herrn Frank, meinen leichten Prosakontur des „Tanzlegendchens“ eigenhändig in eine Kantate umzuwandeln, was ja natürlich nur im rechtgläubig katholischen Stile, mit Abstreifung aller Ironie, also mit Verkehrung ins Gegenteil möglich wäre, nicht gerade klug gewesen.

Der kleine Roman, den Sie so hoffnungsfreundlich erwähnen, kann dieses Jahr leider nicht mehr erscheinen und macht mir keineswegs so viel Spaß, wie er Ihnen zu machen scheint, eh' er nur zutage gekrochen ist. Ich muß den letzten Rank immer noch finden, um aus dem Staub der Landstraße hinauszukommen, was mir das verfrühte Annoncieren erschwert, wo nicht verdorben hat. Ich habe hierbei gelernt, nie mehr einem Verleger oder Herausgeber etwas mitzuteilen und zuzusagen, ehe das Punktum gesetzt ist.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 28. Dez. 1884.

Hochverehrter Herr und Freund!

Bevor das Jahr ausgeht, möchte ich Ihnen noch herzlich danken für den Brief, den Sie mir im November als Antwort auf das kl. Leutholdgedicht schrieben. Besonders was Sie darin mit Weisheit und mit Humor über Operntexte anführten weiß ich zu schätzen, da ich nun, nach Beendigung des Librettos „Sturm“ noch von dem Sänger und

Komponisten Georg Henschel um ein Textbuch bin angepumpt worden und zwar hat er mir vorgeschrieben, was er wolle, eine komische Oper mit Zugrundelegung des Lustspiels von Schaufert: „Schach dem König". Herr Henschel ist ein Mann, dessen persönlicher Liebenswürdigkeit und Überredungsgabe man schwer widersteht und so habe ich mich auf dieser Galeere eingeschifft, die ich freilich nur langsam vorwärts rudere bei so viel Zeitungsarbeit*).

Ad vocem Zeitung — darf ich Ihnen nach Neujahr, wenn erst ein paar Nummern beisammen sind, eine kleine heitere sonnige Dichtung von unserm C. F. Tandem, die im Sonntagsblatt erscheint, zuschicken? Oder stört Ihnen so etwas die Stimmung?**) Wenn Sie nicht ausdrücklich abwehren, so nehme ich mir die Freiheit und schicke Ihnen, was im Sonntagsblatt von dieser Dichtung (— Eugenia heißt sie —) gedruckt wird. Es ist ein Stück Jugendgeschichte, das uns Spitteler da vorträgt; gar lieb wäre mir später, zu vernehmen, wie Ihnen diese Dichtung vorkommt. Ich wünsche innig, er möchte endlich etwas schaffen, das von Meistern gebilligt würde und doch auch der großen Lesewelt einigermaßen zugänglich wäre.

Auf Ihren Roman ruhig zu harren, haben Sie mich bedeutet. Vielleicht aber haben Sie ihn doch noch vor Jahresschluß beendigt? Sei dem wie ihm wolle, ich wünsche Ihnen Glück dazu und möge überhaupt Ihr Übergang ins neue Jahr unter den besten Auspizien geschehen!

In treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

**) Spitteler selbst z. B. ist darin etwas diffizil.

Widmann an Keller.

Bern, 21. Febr. 1885.

Hochverehrtester Herr und Freund!

Hier bin ich so frei, Ihnen den dritten Gesang der Eugenia und damit den Rest dessen, was von diesem Ge-

*) Das Libretto der Oper „Schach dem König" (ungedruckt) ist im Besitz des Komponisten Georg Henschel.

dicht im „Sonntagsblatt" erscheint, einzusenden. Daß sich diese Publikation viele Freunde erworben habe, glaube ich nicht. Hier in Bern, so höre ich durch dritte Personen, schimpfen besonders die Gymnasiallehrer über diesen Unsinn und aus Rheinfelden bekam ich eine anonyme Postkarte ... Quousque Tandem abutere patientia nostra ... Ungefähr eine solche Wirkung auf gediegen prosaische Naturen habe ich erwartet; sie macht mich nicht irre in meiner Überzeugung, daß das Gedicht große echte Schönheiten enthalte, so zum Beispiel besonders der Schluß des dritten Gesanges, diese Unterredung zwischen der schönen Witfrau und dem sie unheilbar liebenden Philosophen.

Aber andererseits habe ich alles Recht, mir eine zu große Vorliebe für die Dichtungen meines Freundes zuzutrauen und anzunehmen, daß ich einseitig die Schönheiten und zu wenig oder gar nicht etwanige große Fehler sehe. Dies werfen mir naheſtehende liebe Leute gelegentlich vor und ich möchte nun gern an ein delphisches Heiligtum appellieren, daß es einen guten kurzen Spruch tue, was von dieser Dichtung zu halten sei, ob ihre Tugenden oder ihre Mängel überwiegen. Es dürfte das auch auf die Vollendung derselben von Einfluß sein. Wollen Sie, lieber verehrter Herr und Freund, einen solchen Spruch tun?

Eine Frl. Druskowitz, die Dr. phil. ist, schrieb über diese Dichtung an den Autor, und wollte, während sie sonst für seine Sachen eingenommen ist, an dieser „Eugenia" auch nicht ein gutes Haar lassen. Aber diesen Slawen fehlt der Sinn für das Gemütvolle.

Je nach Ihrem Wunsche würde ich auch Ihr Urteil, falls Sie überhaupt ein solches geben wollen, nur für mich behalten. Aber ich weiß, daß der Autor froh wäre, Ihre Meinung zu erfahren. Sollte Ihnen jedoch die ganze Zumutung aus irgendeinem Grunde unangenehm sein, so schieben Sie dieselbe ruhig auf die Seite. Ihnen die Laune zu verderben, wäre mir eine Gewissensache, da ja aus Ihrer

heitern Seele Dinge hervorgehen, die unser aller Lust und Freude sind.

Mit herzlichem Gruße in treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Verehrter Herr und lieber Freund!

Ich komme endlich, Ihnen sehr zu danken für die Blätter mit Spittelers „Eugenia"*), die ich durch Ihre Güte nun zweimal mit allem Behagen durchlesen konnte.

Und ich habe es mit wachsendem Interesse getan, bis die großen Vorzüge des Gedichtes über die kritische Laune, welche der Dichter so energisch herausfordert, Meister wurden.

Ob Idioten, wie Spitteler sie schildert, in der Schulwelt so landläufig sind, ist nicht meine Sache zu beurteilen; die Erfindung und Komik, namentlich die Reisefahrt der beiden Schafsköpfe, finde ich vortrefflich. Und diesen gegenüber schimmert die überaus anmutvolle kluge Eugenia in ihrer herrlichen Landschaft wie ein Stern so hell und eigenartig mit allem, was sie umgibt; sie ruft den Wunsch hervor, daß das Werk ja nicht unvollendet bleiben möge.

Aber nun kommt für mich die große Verwerfungsspalte, die Stilfrage. Mit allen Schätzen der Begabung erwecken diese Werke nicht das Gefühl eines aufgehenden Lichtes, sondern sie erinnern an die Perioden des Verfalls, die in den Künsten jeweilig erscheinen, wenn die erreichte reine Meisterschaft in Manierismus und Pedantismus ausartet. Kaum sind achtzig Jahre vorbei, seit wir in „Hermann und Dorothea" eine kristallklare und kristallfertige epische Sprache erhalten haben, die sich auf unbestreitbarer Höhe bewegt,

*) Das Spittelersche Fragment „Eugenia" erschien im „Sonntagsblatt des Bund" 1885, Nr. 1—8. — Siehe Dr. Jonas Fränkels Aufsatz über Ermatingers „Gottfried Kellers Leben" im Dezemberheft der „Gött. gel. Anzeigen" von 1916, Seite 703.

so treibt der Teufel wieder Leute, sich in das barockste willkürlichste Wortgemenge zurückzustürzen, wo die verzopften Genitivformen dem gebildeten Geschmacke von allen Seiten Ohrfeigen geben und ebenso unorganische als unnötige Wortbildungen sich vordrängen. Neue Worte müssen den Dichtern wie von selbst, fast unbemerkt wie Früchte vom Baume fallen und nicht in einem Kesseltreiben zusammengejagt werden. Das tun sonst nur die Manieristen und Pedanten.

Der gleichen psychischen Quelle entspringt auch meines Erachtens die Entdeckung des neuen Kunstprinzipes, welche Spitteler gemacht zu haben meint und nun für seine ganze Produktion verwendet, indem er es Mythologie nennt. Die Kunst des Anthropo- und Theomorphosierens ist so alt wie die Welt; aber wahrhaft neu für uns ist Spittelers Genie nicht nur des Verwandelns, sondern des Teilens resp. Zerteilens der Gegenstände in mehrere Personen, z. B. das Verpersönlichen der Seelenkräfte, der physikalischen Erscheinungen usf., wodurch er die größte Wirkung hervorbringt. Indem er nun aber diese Art systematisch und durchgängig übt, wird sie eben zur Manier. Wenn er z. B. seine Sonne mit ihrem Zirkusaufputz und Kutscherwesen samt Stallbedienten immer wieder vorführt, wird das Bild zum Zopf, trotz der Realität der Beschreibung, während der alte Helios in ewig neuer Schönheit strahlt.

Doch ich will Sie nicht länger belasten mit der Krittelei, die ich mehr zu meiner eigenen Entlastung verübe, als eine vielleicht zu morose Kragenleerung.

Sie haben sich sehr verdient gemacht um den ewig unreifen Hermann Friedrichs wegen seines knabenhaften Angriffs auf die gute Dame Marlitt, die hundertmal mehr ist, als er selbst*). Sie sollten sein neuestes Werk „Margareta Menkes, realistischer Roman von H. F." (Leipzig bei Fried-

*) Widmanns Artikel gegen Hermann Friedrichs „Ein Angriff auf Marlitt" erschien im Feuilleton des „Bund" vom 12. März 1885.

rich) lesen, um zu sehen, in welche Scheibe Sie geschossen haben! Die Geschichte einer genotzüchtigten Gouvernante, geschrieben von einer solchen! Und der will sich an die Spitze stellen. Haben Sie Zeit oder Lust, das Buch zu lesen, so will ich es Ihnen schicken.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, 22. März 1885.

Keller an Widmann.

Zürich, 23. März 1885.

Gestern, verehrter Freund, habe ich eine Epistel an Sie abgehen lassen und lese erst heute wieder Ihren Brief vom 21. Februar, der mir nicht gerade zur Hand war.

Ich möchte meine unmaßgeblichen Bemerkungen zur „Eugenia" nicht gerne veröffentlicht sehen, zumal das Gedicht noch nicht vollendet ist und der kritische Teil jedenfalls wegbleiben müßte. Mit letzterem möchte ich Herrn Spitteler selbst auch nicht verletzen, und wenn Sie ihm dennoch Mitteilung machen wollten, so müßten Sie ihn bitten, alles cum grano salis aufzunehmen.

Noch habe ich übersehen, Ihrem Beifall betreffend den Schluß des dritten Gesanges höchlich zuzustimmen. Hier ist alles von erstem Range uud feinem Geiste. Man glaubt eine schöne Fernsicht in das dramatische gelobte Land vorüberschweben zu sehen.

Ihr ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 23. März 1885.

Verehrtester Herr und Freund!

Bei Ihren Briefen habe ich immer das Gefühl: Wärest du doch auch in Zürich und hättest es so gut wie Baechtold und könntest dich des häufigen persönlichen Umganges mit dem Manne erfreuen, der dir das geschrieben hat.

Dieses Gefühl war besonders stark, als ich las, was Sie über Spittelers „Eugenia" und anläßlich derselben über seine Kunstprinzipien überhaupt bemerken. Wie wäre es für unsereinen — ich meine Spitteler und mich — fördernd, über solches noch mehr von Ihnen zu hören, ausnahmsweise auch einen Einwurf zu riskieren, um abermals desto deutlichere Belehrung und Orientierung in so wichtigen schönen Dingen der Kunst zu empfangen. Ich habe hier in Bern niemand, mit dem ich so etwas besprechen möchte und noch isolierter lebt Spitteler in Neuenstadt. Übrigens ist dieser letzte Satz, wie ich eben bemerke, eine Dummheit, da ja nicht vorausgesetzt werden kann, daß der in seiner Zeit überhaupt nur einmal Vorhandene, der nur zufällig in Zürich lebt, auch noch irgendwo sonst könnte getroffen oder durch jemand anderen ersetzt werden.

Ihre Bemerkungen zum Gedichte meines lieben Freundes enthüllen mir, was ich selbst, weniger deutlich, mir doch auch schon gesagt habe. Namentlich was die sprachliche Form angeht, verhält sich gewiß die Sache so, wie Sie es sagen. Als Spitteler ein ganz junger Mensch war, lagen zwei andere Kunstmittel ihm am nächsten — Musik und Malerei; er hat für beides eine Begabung gezeigt, die dazumal Meister in Erstaunen setzte. Nun hat er noch immer eine Art Verachtung für das an und für sich nicht genußbereitende Kunstmittel der Sprache, in dem ein Schwelgen wie in Musiktönen und in Farbenschmelz doch eigentlich unmöglich ist. Derselbe Sprachverächter ist aber zugleich ein fleißiger Sprachenlerner gewesen. Als Theologiestudent warf er sich mit erfolgreichem Eifer aufs Hebräische, später in Rußland aufs Russische und lernte dort auch ein wenig Schwedisch, Dänisch und das schwere Finnisch, las auch mit Vorliebe Werke über Sprachvergleichung. Das alles machte ihn aufmerksam auf die Manipulationen, die man am sprachlichen Objekt vornehmen kann, ohne ihn doch recht auszusöhnen mit der Sprache als Medium der Poesie. Und so halb angezogen von dem Geiste, der in der Sprache waltet, halb

abgestoßen von der sinnlichen Ärmlichkeit dieses Mittels, ist er in diese Behandlung der Sprache verfallen, in der er mir vorkommt wie ein launenhafter asiatischer Despot, der aber kraftvollen Schenkeldruck übt. Nun ist kein Zweifel, daß diese Wunderlichkeit der Verbreitung seiner Schriften bisher am meisten Eintrag getan hat.

Es ist demnach höchst wertvoll, ihn Ihre Meinung wissen zu lassen. Ich würde dies jedoch nicht getan haben noch zu tun unternehmen — es ist nämlich noch nicht geschehen — ohne zu wissen, daß Sie es gestatten. Und diese Erlaubnis scheint mir Ihr zweiter Brief einzuräumen. Sie haben Ihre Kritik in so herzlich wohlwollenden Worten abgefaßt und dann ist auch Herr Spitteler ein im Grunde so einfach denkender gutartiger Mensch, daß jeder Gedanke, es könnte ihn bei so freundlicher echter Teilnahme an seinem Schaffen der Tadel verletzen, wirklich ausgeschlossen bleibt*). Falls Sie also bis nächsten Sonntag oder Montag nicht etwa eine Postkarte mir schicken, auf der bloß wie bei den Abstimmungen ein Nein zu stehen hätte, so möchte ich ihm doch gar gern Ihren ersten Brief ganz zu lesen geben (nicht schicken, aber er könnte mich besuchen). Es wäre schade, wenn er, was Sie so einzigartig gesagt haben, in irgendeiner verwässerten Form mitgeteilt bekäme; er ist es wert, daß ihm eine solche Meinung, die seinem ganzen künftigen Schaffen zum Heile gereichen kann, in den bestimmten deutlichen Zügen vor Augen komme, die Sie derselben gegeben haben. (Eine weitere „Veröffentlichung" würde ich mir niemals herausgenommen haben; ich begreife aber, daß meine Einleitungsworte zu Spittelers Gedicht bei Ihnen eine solche Vermutung, die mich ein wenig beschämt, hervorrufen konnte.)

Was nun das mythologische Prinzip in Spittelers Dichtungen betrifft, so besorge ich, daß Sie auch hierin recht

*) Nota bene hat Spitteler, entmutigt, die Weiterführung des Gedichtes aufgegeben; er hat von allen Seiten fast nur Tadel zu hören bekommen, scharfen von Frl. Dr. Druskowitz.

haben; es wäre der Punkt, wo ich am ehesten Einwendungen versuchen möchte, wenn ich Ihnen am Tische gegenüber säße; zum brieflichen Behandeln führt das zu weit. Mich freut daran, daß die Möglichkeit, das Schöne in der Natur recht mit vollen Händen in die Dichtungen hineinzuschöpfen, dadurch wieder bedeutend verstärkt werden könnte.

Ich danke Ihnen noch sehr für Ihre freundliche Zustimmung zu meinem Artikel für die über Gebühr angegriffene Marlitt; auch für das Anerbieten, mir den Roman von Friedrichs zu schicken. Ich habe dieses Buch bereits vor einigen Wochen erhalten und teilweise gelesen, worauf ich es der Verlagshandlung unter Ablehnung jeder Rezensionsverpflichtung zurückschickte. Mir war besonders unangenehm, daß hinten im Buche eine frühere Besprechung der Gedichte von H. Fr. mit Weglassung aller der Stellen, wo ich getadelt hatte, abgedruckt war.

Gegenwärtig schreibe ich für mein Blatt eine Erzählung „Die drei Löwen im Landstädtchen". Soweit es sich um Stimmung handelt, gelingt mir's ziemlich, da ich ja in meine eigenen Jugenderinnerungen zurückgreife; aber ich mache die bedenkliche Entdeckung, daß mich die Phantasie im Stiche läßt, wo ich eine Handlung erfinden, Verwicklungen einfädeln und Katastrophen herbeiführen soll. Ich würde, glaube ich, wenn ich in Zürich wohnte, manchmal geradezu zu Ihnen laufen und Sie fragen: Wie könnte es da weitergehen?

Nun da bin ich wieder, womit ich diesen Brief anhub und so ist der Schluß angezeigt. Herzlichen Dank nochmals für Ihre fortgesetzte Freundlichkeit.

In treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 24. Nov. 1885.

Verehrteſter Herr und Freund!

Indem ich Ihnen das beiliegende Opuskulum*) von mir ſchicke, das ſoeben die Preſſe verlaſſen hat, mache ich nicht ſowohl Ihnen als mir ein Geſchenk, da ich nun die angenehme Vorſtellung erlange, daß Sie mit wohlwollendem Freundesauge ſich ein Stück meines inwendigen Menſchen anſchauen. Tun Sie das aber immerhin nicht zu gewiſſenhaft, ſondern überfliegen Sie die Seiten nur, um da zu verweilen, wo von Zeit zu Zeit etwas Lebendiges Ihnen entgegenblickt. Daß die einzelnen Schilderungen zuerſt für Zeitungen geſchrieben wurden, iſt ſehr ſpürbar. Auf dem farbigen Umſchlag iſt mein rothaariger Reiſebegleiter ſchwarz ausgefallen; ſelbſt Hunde ſchwärzt man an; „es liebt die Welt, das Strahlende uſw." —

Dieſer Tage hat mir ein Verleger Züricher Novellen von einer Fräulein von Berlepſch zugeſandt; ich bin noch nicht dazu gekommen ſie zu leſen. Aber meine älteſte Tochter ſagt mir, daß die Züs-Bünzel und andere Geſtalten Ihrer Seldwyler ſtark imitiert worden ſeien und auch Ihre Art des Erzählens ſei kopiert und zwar mit Talent. Das iſt eben dieſes fatale Aſſimilationsvermögen und Anempfinden, das ja auch Männer haben, das aber beim Frauenzimmer leicht zu wahrer Virtuoſität ſich ſteigert und dann auf den Markt ſo viel Talmigold liefert! Es nähme mich wunder, — falls Sie dieſe Novellen ſelbſt zu Geſicht bekommen — zu wiſſen, was Sie davon halten.

Meinem Beruf gemäß lebe ich in einer ſehr drangvollen Periode der zahlloſen Büchernovitäten und verletze täglich ja ſtündlich das Wort: „Richtet nicht, auf daß uſw."

Ich bin aber heitern Gemütes, wozu unter anderem auch eine neue Wohnung beiträgt, die ich bezogen habe in der Nähe des Bundesrathauſes; unermeßlich weit und ſchön

*) Spaziergänge in den Alpen. Huber, Frauenfeld 1885.

ist die Aussicht von meinen Fenstern aus und, während in den letzten Jahren mein Schreibtisch in der allgemeinen Wohnstube stund, genieße ich nun wieder ein eigenes Studierzimmer mit wahrer Wonne.

Mit dem Wunsche, daß diese Zeilen Sie in gutem Wohlsein treffen, bin ich Ihr in treuer Verehrung ergebener

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 5. Dez. 1885.

Verehrtester Herr und Freund!

Vor etwa acht Tagen schrieb ich Ihnen von einem Novellenbuch der Fräulein von Berlepsch, in welchem meine älteste Tochter eine Nachahmung Ihrer Novellendichtung erkannte. Jene Mitteilung meiner Tochter hatte mich vermuten lassen, Fräulein von Berlepsch dürfte eine jener geschickten Anempfinderinnen sein, deren eigener geistiger Inhalt meistens sehr unbedeutend ist. Und in diesem Sinne hatte ich Ihnen über sie geschrieben. Es war voreilig. Denn, nachdem ich jetzt die beiden Novellen gelesen habe, ist der Gesamteindruck ein sehr günstiger. Gewiß kopiert Fräulein Berlepsch das beste Vorbild auf diesem Gebiete, aber sie kopiert es mit Talent und hat ein wohlbeschaffenes poetisches Gemüt, das habe ich nun auch in meiner Rezension ausgesprochen und bin so frei, Ihnen hier mein Referat beizulegen. Sollten Sie selbst sich entschließen können, die Novellen Ihrer „Schülerin" zu lesen — besonders die zweite — so wäre ich sehr froh, gelegentlich von Ihnen (und nur zu meiner Orientierung) zu vernehmen, ob auch Sie eine im wesentlichen günstige Meinung gewonnen haben. Ich weiß, daß Sie den schriftstellernden Frauenzimmern nicht besonders grün sind und mir selbst geht es auch so, besonders seit ich in meinem Berufe mit wahrhaft entsetzlichen Repräsentantinnen des ordinären Gouvernantenromans viel zu schaffen habe. Aber hier

scheint mir einmal eine Ausnahme vor die Augen gekommen zu sein.

In herzlicher Verehrung grüßt Sie freundlichst Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 2. Juni 1886.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie legen es mir doch nicht als zudringlich aus, daß ich Ihnen zuweilen eine Nummer meiner Zeitung schicke, wenn ich denke, es stehe etwas darin, das Sie einen Augenblick interessieren könnte? — So schicke ich Ihnen heute mein „Sonntagsblatt", wo ich am Schluß einer längeren und schwerlich durchweg lesenswerten Besprechung des neuen Wildenbruchschen Stückes eine mehr allgemeine Bemerkung hinsichtlich größerer Natürlichkeit der Sprache des Dramas riskiere *).

Ferner steht da ein Unwillensausbruch von mir über einen von der sogenannten jungdeutschen Schule. Ich weiß, es ist keine richtige Kritik. Der Zorn übermannte mich fortwährend; ich hätte lieber mit einem Stecken dreingeschlagen, statt mit der Feder Worte zu spitzen. Indem nun aber die Leser meinen aufrichtigen Ingrimm bemerken, werden sie, bei einigem Vertrauen zu mir, hoffentlich zu der Ansicht gelangen, ein Autor, der einen sonst ziemlich zu Lob geneigten Kritiker so in den Harnisch gebracht, müsse ein übel beschaffenes Individuum sein. Und ein paar Beispiele dafür habe ich ja immerhin gegeben, so daß es doch eine Quasikritik vorstellt.

Im Mai hat mich ein Schwager, der alle Jahre nach Italien reist, eingeladen und mitgenommen in die Toskana, wo ich besonders in jenen alten Felsenhorsten, die einst von den Etruskern angelegt wurden, viel Merkwürdiges ge-

*) „Das neue Gebot" von Wildenbruch, besprochen von J. V. Widmann im Sonntagsblatt Nr. 23 vom 6. Juni 1886.

sehen und manchen unvergeßlichen Eindruck empfangen habe. Nur einen bitteren Nachgeschmack hat eine solche schöne Extravaganz, daß dann, wenn ich heimkomme, die Arbeit wie ein Berg vor mir steht. Sie mißverstehen mich nicht; ich arbeite ja sehr gern; aber zu viel auf einmal macht mich zuweilen mutlos. Und doch lade ich mir zur Zeitungsschreiberei noch anderes auf und bin z. B. schon wieder an einem Operntext, zu dem ich den schönen herrlichen Stoff in Firdusi gefunden habe, womit einmal ein frisches Fäßchen angestochen wird. Die Arbeit ist für Hegar.

Für diesen Sommer weilt der auch von Ihnen hochgeschätzte Komponist Brahms in unserer Nähe, in Thun, von wo er mich zuweilen besucht. Wenn Sie uns auch einmal die Freude eines solchen Besuches machten!

Mit freundlichem Gruße in treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 25. August 1886.

Verehrter Freund!

Als Sie mir neulich eine Nummer des „Sonntagsblattes" sandten mit neuen Gedichten von Felix Tandem*), hielt ich es für den gegebenen Anlaß, dem Skandal meines Schweigens Ihrer unzerstörlichen Freundlichkeit gegenüber endlich und sofort ein Ende zu machen. Nun sind doch wieder ein paar Wochen vorüber! Item! Ich habe es seit wohl acht Monaten allen guten Freunden, Männern wie Frauen, so gemacht, und bin eben am Abtragen des dadurch angeschwemmten kleinen Schuldgebirges begriffen, Brief für Brief, und bemerke dabei mit Erquickung, daß noch ein' und andere edle Seele sich von der unverdrossenen Wiederholung ihrer Lebenszeichen nicht hat abschrecken lassen; aber

*) In Nr. 33 des „Sonntagsblatt des Bund" von 1886 erschienen fünf Gedichte aus Spittelers „Schmetterlingen". (Dr. Jonas Fränkel, „Götting. gel. Anzeigen", Dezember 1916, Seite 703.)

nicht manche hat dies getan. Die meisten stellten den Betrieb bis auf weiteres ein. Um so dankbarer bin ich Ihnen dafür, daß Sie an der Spitze jener kleinen Kohorte stehen!

Zuerst habe ich Ihnen noch für das neue Geschenk der Alpenspaziergänge meinen besten Dank abzustatten, die ich seinerzeit gleich gelesen hatte, wonach ich freilich schnöde den Mund wischte. Seither habe ich mich öfter an der heiteren und geistreichen Laune des Buches, sowie an dem Glanze der in Ihren Augen gespiegelten Natur und an Ihrer tapferen Lebensempfindung erbaut. Daß das wackere Hündchen des Titelbildes seinen roten Pelz mit einem schwarzen vertauschen mußte, erforderte freilich das Kunstgesetz, da er auf rotem Grunde sitzt. Das Opfer konnte der Pintscher aber in effigie leisten; mögen nur in diesen warmen Tagen die rötlichen Reitervölker sein Vließ nicht zu grausam durchschwärmen!

Den 5. September. Da sehen Sie wieder den Faulpelz, der an jedem Zufall hängen bleibt! Die kritischen Gänge in den mir zu Gesicht kommenden Nummern Ihrer Organe erfreuen mich jedesmal in ihrer frischen Aufrichtigkeit, namentlich den jungen Zolapriestern gegenüber, die von ihrem ungeheuren Schaffen selbst so knabenhafte Rechenschaft ablegen, als ob noch kein Mensch vor ihnen gesehen, gedacht und geschrieben hätte. [ ]

Über Wildenbruchs neues Drama bin ich noch nicht ganz schlüssig und will, ehe ich ihm schreibe, die Aufführung im hiesigen Theater abwarten, welche für die kommende Saison projektiert sein soll. Wir sind leider durch das verworrene Theatergeschwätz und die Produktion so ins Schwanken zwischen der sogenannten Bühnenkunde und den Begriff des Lesedramas geraten, daß man oft nicht weiß, ob einem ein Werk gefällt, nur weil es schön zu lesen ist, oder ob es mißfällt, weil es gerade auf der Bühne ungeheuer wirken soll usw. Oft habe ich den Eindruck (von Wildenbruch ganz abgesehen), als ob alles dieselbe Limonade wäre.

Inzwischen wünsche ich Hegarn Glück zu der Firdusidichtung. Kantate oder Oper, welche Sie ihm bereit machen oder vielleicht schon gemacht haben. Er wird unter Ihrem Banner wieder einem schönen Erfolge entgegengehen.

Sie selbst beglückwünsche ich wegen der schön gelegenen Wohnung und dem errungenen Eigenzimmer! Möchte es Ihnen nur vergönnt sein, darin von der Pflichtenlast befreit ganz selbstherrlich zu walten vom Morgen bis zum Abend.

Daß der Mensch aber mit großer Kunst sich aus der Freiheit selbst sofort wieder eine Zwangslage herauszufischen versteht, habe ich freilich soeben an mir erfahren, nämlich durch den soeben in der „Rundschau" abgeschlossenen Roman, der mir unter den Händen abgestorben ist, wenigstens vorläufig. Ihre freundlichen Notizen in Ihren Blättern, soweit ich sie kenne, haben mir deshalb bittersüß geschmeckt. Lachen mußte ich jedoch über Ihre Forderung, der Bund oder die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sollten solche Bücher aufkaufen und für das Volk im Lande behalten. Da würden ja die Parteien, Konfessionen usw., sofort für Einführung einer Zensur sorgen, die alles Dagewesene überträfe! Und erst die pfarrherrlichen und pädagogischen Volksschriftenkommissionen, wie sie unsere Gemeinnützigen so beharrlich aufzustellen pflegen! Deren kritische Verhandlungen möchte ich hören! Nein, da liebe ich lieber die weite Welt! Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuß ins Blaue.

Ich bitte aber, verehrter Freund, von diesem Ganzen, den Salanderismus betreffenden Passus keinen weiteren Gebrauch machen zu wollen, damit nicht ein reklamenartiges Geräusch daraus entsteht.

Sollte Brahms noch im Lande sein und Ihnen nochmals zu Gesicht kommen, so seien Sie so gut, ihn recht herzlich von mir zu grüßen.

Ich muß leider eine Kur gegen rheumatische Übel unternehmen, die ich nicht länger ignorieren kann, und werde etwa Mitte dieses Monats nach dem alten Badener Neste im Ärgäu gehen. Gelingt es, so rutsche ich diesen Herbst noch ein bißchen herum, vielleicht bis an den Genfersee, und hoffe in diesem Falle bei Ihnen vorzusprechen.

Nun will ich aber Ihre knappe Zeit nicht länger in Anspruch nehmen und grüße schleunigst, aber in alter Gesinnung, getreulichst ergeben.

Ihr Gottfried Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 19. Sept. 1886.

Verehrtester Herr und Freund!

Die hohe Freude, die mir Ihr großer freundlicher Brief bereitet hat, wird nur durch die angenehme Voraussicht Ihres Besuches in Bern noch überboten. Und diese frohe Erwartung ist es denn auch, die mich zu diesen Zeilen veranlaßt. Ich möchte Ihnen nämlich mitteilen, daß auch Herr Brahms, der noch in Thun sich's wohlgefallen läßt, Sie bei diesem Anlasse gar gern in Bern sehen würde. Er bleibt noch bis zum 15. Oktober in der Schweiz. Es wäre also schön, wenn Sie die Fahrt nach dem Genfer See in die erste oder spätestens zweite Woche Oktober richten könnten und mir etwa einen Tag vorher es ansagen würden, damit ich Brahms avertiere. Ich selbst bin vom 25. September bis 4. Oktober mit meiner Familie am Thuner See im sogenannten „Schloß" Ralligen, das eigentlich nur ein riesenhaftes uraltes Bauernhaus ist. Vom 4. Oktober an sind wir dagegen zurück.

Darf ich nun die Bitte beifügen, daß Sie bei Ihrer Reise durch Bern bei mir logieren? (Bundesgasse Nr. 38). Sie

sollten da so frei sein wie im Wirtshaus und doch heimeliger.

Zu erzählen hätte ich allerlei, Fatales und Angenehmes. Zum erstern gehört ein großer Zivilprozeß, den mir unser bernisches Ölweib, Dürrenmatt von der Buchsi-Zeitung, anhängen wird, indem er sich auf Seite 163 meiner „Spaziergänge in den Alpen" bezieht, wo der untere Grindelwaldgletscher seines Schmutzes halber als Abonnent dieser Zeitung genannt wird *).

Zum Angenehmeren gehört die Nachricht, daß also „Oenone" auf der Weimarer Bühne in diesem Winter soll gespielt werden; freilich wenn's übel herauskommt, ist auch das nichts Angenehmes.

Doch alle diese Sachen sind mündlich viel leserlicher.

So grüße ich Sie denn herzlich in der freudigen Erwartung, daß das brave Badener Wasser Sie recht gründlich von den Rheumatismen befreie und Ihnen zur Weiterfahrt gen Westen Lust mache.

In treuer Verehrung Ihr

Dr. J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 11. Okt. 1886.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie können denken, wie leid es mir tut, Sie nun in Bern so bald nicht begrüßen zu dürfen. Brahms ist seit Mittwoch auch fort und nun alles ringsum öd' und still. Eine Augenentzündung, die ich mir wahrscheinlich bei staubigen Büchern geholt habe, läßt mich diese Stille noch mehr empfinden; sie zwingt mich auch, diese Zeilen zu beschränken. Eines aber muß ich noch anbringen, nämlich meinen herzlichen Dank für die Art, wie Sie diesen Sommer einen meiner jungen Freunde, Adolf Beck **), — den Rekruten in jeder

*) Zum Prozesse ist es aber nicht gekommen. Der Fall wurde durch Vergleich erledigt.

**) Ein Medizinstudent, der poetische Beiträge ins Sonntagsblatt des „Bund" lieferte, Sohn eines Arztes in Bern; er hatte Keller anläßlich

Hinsicht —, bei sich aufgenommen haben. In dieser Art wird Ihnen gewiß sehr viel zugemutet; da muß ich denn wirklich staunen, daß Sie für den einzelnen so viel Wohlwollen übrig haben.

Für heute nicht mehr! Eine kleine Hoffnung lassen Sie noch durchleuchten, daß ein schöner Nachsommer Sie doch nach Bern bringen könnte. Das wäre herzerfreulich und Sie würden hier in Männern wie Professor Hirzel, mein Schwiegersohn Professor Vetter, Nationalrat Rudolf Niggeler*) und anderen einen Kreis treuer Verehrer finden.

Mit bestem Gruß in alter Ergebenheit Ihr

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 12. Dez. 1886.

Verehrtester Herr und Freund!

Vor ungefähr acht Tagen forderte mich die „Deutsche Ztg." in Wien telegraphisch auf, ihr über Martin Salander einen Artikel zu schreiben. Eben war ich daran, einen solchen für den „Bund" abzufassen. Ich nahm also den Antrag an und sende Ihnen jetzt zu, was ich in dem Wiener Blatte über Ihr Werk zu sagen wußte. Ungefähr dasselbe werde ich auch im „Bund" publizieren, nur dort noch eine Stelle, wo ich ein klein wenig das lächerliche Verhältnis, daß einer, der so etwas Großes und Gutes wie Ihr Roman nie machen könnte, doch darüber quasi zu Gericht sitzt, verliere ich kein Wort, da Sie ja jedenfalls durchfühlen, wie sehr ich meine wirkliche Stellung begreife.

Mit herzlichem Gruß in treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

---

seiner in Zürich bestandenen Rekrutenschule besucht. Adolf Beck lebt heute als Farmer in Kalifornien.

*) Rud. Niggeler (1845—1887), Nationalrat, Bundesrichter, Lyriker. Seine Gedichte erschienen 1870 und 1880. Über ein bei Keller vorhandenes Mißverständnis (Ermatinger III, S. 312) siehe den Aufsatz von

Widmann an Keller.

Bern, d. 4. Januar 1887.

Verehrtester Herr!

Freund Hegar, der mir dieser Tage schrieb, ließ in seinem Brief die Mitteilung einfließen, daß Ihnen meine öffentliche Besprechung Ihres Romans*) gar sehr mißfallen habe, was zu vernehmen mir natürlich sehr leid tut, da ich Sie so aufrichtig liebe und verehre.

Hegar schrieb, daß Ihnen speziell zwei Punkte unangenehm gewesen seien, der Ausdruck Nationalepos und die Beziehung auf Tell. Was ersteren Ausdruck betrifft, so wollte ich ihn nur in dem Sinne anwenden, in welchem überhaupt der Roman oft als das moderne Epos bezeichnet wird, wo dann aber Ihr Roman, gemäß seinem stofflichen Inhalt und Gehalte, als das Epos für modern schweizerisches Leben dürfte bezeichnet werden. Und was die Beziehung auf Tell betrifft, so lag darin nicht eine Taxation der absoluten Werte des Schillerschen Schauspiels und Ihres Romans, sondern nur des relativen Erziehungswertes, den beide Werke für das schweizerische Volk haben könnten und ein Vergleich wurde übrigens auch in letzterer Hinsicht nicht aufgestellt, sondern bloß gesagt, seit jener Gabe Schillers sei dem schweizerischen Volke etwas so Wertvolles nicht wieder geboten worden.

Es mag nun wohl sein, daß ich das alles besser und deutlicher hätte sagen sollen und daß ich vielleicht auch ohne die von Ihnen beanstandeten Ausdrücke ungefähr das auszuführen hätte versuchen müssen, was ich meinte. Aber da kommt nun die beim journalistischen Gewerbe leider nicht zu beseitigende Schnellschreiberei in Betracht. Mir wird es nicht so gut, in zurückgezogener Stille sorgsam abwägen und abmessen zu können. Rasche Arbeit wird verlangt und auch quantitativ viel.

Ich bitte Sie also um freundliche Nachsicht. Auch glaube

Dr. Jonas Fränkel in den „Götting. gel. Anzeigen", Dezember 1916, Seite 702.

*) „Bund" Nr. 347 u. f. (17. und 18. Dezember 1886).

ich Ihnen in dem Briefe, welcher die Übersendung meiner Rezension an Sie begleitete, schon geschrieben zu haben, wie peinlich ich Ihren Meisterwerken gegenüber alle Zeit fühle, daß zum Kritiker derselben nur jemand berufen wäre, der selbst etwas so Gutes auf diesem Gebiete schaffen könnte. Und einen solchen gibt es dermalen überhaupt nicht. Ich speziell habe bei solcher Arbeit kein anderes Ziel, als die mir offen stehenden Kreise in möglichst populärer Form auf das jeweilige neue Werk hinzuweisen.

Wenn ich also etwas verfehle, so halten Sie mich doch immerhin für einen Homo bonae voluntatis und tragen Sie nichts nach Ihrem in treuer Verehrung ergebenen

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 25. Mai 1887.

Verehrter Freund!

Glücklicherweise zeigt sich endlich ein äußerer Anstoß, der meiner unseligen Fahrlässigkeit in Briefsachen für diesmal auf den Fuß tritt. Über den Anstoß das Nähere unten!

Zuerst hole ich meinen ebenso schuldigen als herzlichen Dank nach für die unverwüstliche Großmut, mit welcher Sie den schwachbeinigen „Salander" gleich bei seinem Erscheinen gestützt haben. Denn wenn auch das Buch nicht ganz so langweilig sein sollte, wie es von der Berliner und Wiener Lesewelt gescholten wurde, so ist es doch durch den Betrieb der Zeitschrift und die moderne Zwangsanstalt des Weihnachtsmarktes in der Ausführung und namentlich in dem ursprünglich intendierten Abschluß, der die Pièce de résistance abgegeben hätte, verkümmert worden. Auch konnte ich nicht ein so ganz fehlendes Verständnis des Gegenstandes voraussetzen, der ja in allen Staaten heutzutage der gleiche ist.

Leid hat es mir nur getan, daß Sie meine von Herrn Hegar überlieferte Äußerung wegen des „Wilhelm Tell" nicht ganz richtig erfahren oder aufgefaßt haben. Ich war natürlich nicht der Einbildung, daß Sie Schillers Werk und den

kleinen „Martin" an sich hätten gleichstellen wollen; ich fand mich aber durch die relative gutmütige Nebeneinanderstellung schon in Verlegenheit gesetzt, wie ja nicht anders sein kann, und bin auch überzeugt, daß mancher gute Bruder mir in Gedanken dafür einen Nasenstüber versetzt hat.

Mit welchem Tenor ich mich nun im fraglichen Falle habe vernehmen lassen, ist mir nicht erinnerlich; doch bin ich überzeugt, daß es lediglich das etwelche übliche Gebrumme war, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt. Von einer bösartigen Laune, in der ich gesprochen hätte, konnte nicht die Rede sein, da ich wohl weiß, daß Ihr Hang, mit starkem Ausdruck zu preisen, was Sie anspricht, dem gleichen edlen Temperament entspringt, mit welchem Sie unverblümt tadeln, was Sie ärgert. Verzeihen Sie nur, daß ich den kleinen Nebel so spät zerstreue, und wie gesagt, erst noch auf äußeren Anstoß! Dieser besteht aus folgendem:

Ein Herr Sigmund Schott in Frankfurt a. M., Bankbeamter und Literaturfreund, Lessingkenner und gelegentlich selbst schreibend, auch Publizist wie es scheint aus Neigung, der mir befreundet ist, hat die Meinung gefaßt, ich stehe dem „Bund" nahe und sei wohl gar imstande, auf die Mächte desselben Einfluß zu üben, woran ich nicht schuld bin. Dieser Herr hat mir nun geschrieben, er wünsche politische Korrespondenzen, Börsenberichte u. dgl. in den „Bund" zu liefern (die Frankfurter Börsenberichte in der „Neuen Zürcher Zeitung" sind auch von ihm), und hat mich ersucht, in dem Sinne mich an die Herren zu wenden, daß er sich in seiner Anfrage auf mich berufen dürfe. Das ist nun auch schon ein paar Wochen her und ich weiß nicht, ob der Herr an die Bundesherren geschrieben hat. Sollte es geschehen sein und sollten Sie davon hören, so würden Sie vielleicht so gütig sein und mitteilen, daß es sich um einen geistreichen und gewandttätigen Mann handle, der sich schon auf mich berufen könnte, wenn ich etwas zu sagen hätte, daß ich mich jedoch nicht einmischen wolle und wohl wisse, daß ein Zeitungsinstitut wie der „Bund" nicht auf beliebige Einflüsse abstellen könne.

Jüngst kamen die Herren Hegar und Theodor Kirchner zu mir und sagten, Johannes Brahms sei da und werde in der „Kronenhalle" zu treffen sein. Ich versprach hinzukommen; allein der Hexenschuß im Rücken und das kalte Regenwetter, das am Abend eintraf, verhinderten mich, hinzugehen. Ich hörte aber nachher, daß Brahms für den Sommer wieder an den Thunersee gezogen sei, und so wird es sich wohl ereignen, daß ich den Allertrefflichsten dies Jahr zu sehen bekomme.

Mit den dankbarsten Grüßen Ihr altgesinnter ergebener

Gottfried Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 9. Juni 1887.

Verehrtester Herr und Freund!

Dem Herrn Schott in Frankfurt a. M. mußte ich schon aus dem einen Grunde bei meinem Prinzipal und bei den Kollegen in der Redaktion zu besten reden, da er die zufällige Veranlassung zu Ihrem freundlichen Briefe an mich geworden ist. Aber diese Herren gaben mir den Bescheid, daß man, um für Herrn Sigmund Schott Raum und Mittel zu schaffen, dem bisherigen Korrespondenten künden müßte, was man natürlich ohne Motive der Unzufriedenheit mit demselben nicht wohl tun kann. Jedenfalls sollen aber Sie selbst mit dieser Angelegenheit nicht mehr geplagt sein. Da Herr Schott mittlerweile direkt an die politische Redaktion und Verlegerschaft geschrieben hat, wird ihm diese auch direkt antworten.

An Brahms richtete ich aus, wie es mit Ihrer Absicht, ihn in der „Kronenhalle" zu treffen, an jenem Abend gegangen. Er trägt mir, so oft er mich besucht, die herzlichsten Grüße an Sie auf und nimmt jedesmal aus meiner Bibliothek irgendeinen Band Ihrer Werke mit hinauf nach Thun, woselbst er wahrscheinlich viel eher Gedichte von Ihnen in Töne setzt als einen Operntext von mir, wie letzteres die Zeitungen fälschlich meldeten und Sie vielleicht auch gelesen

haben. Brahms ist aber mit mir übereingekommen, daß wir das Gerücht, an dem wir nicht schuld sind, öffentlich nicht dementieren wollen, damit nicht wieder dieses Kleingewehrfeuer von „Kunstnotiz" durch alle Journale knattere.

Der junge Studiosus Beck, der Ihnen dieser Tage seine stilistisch lotterige kecke Abhandlung zuzuschicken gewagt hat, ist sonst ein sehr netter, lieber Mensch von Talent. In seinem Aufsatze hat mir die eine Seite gefallen, wo er, unter Beziehung Goetheschen Zitats, der Einführung schöner Naturerscheinungen ohne Bildlichkeit das Wort redet. Auch mir scheint die Natur durch Personifikation in der Poesie meistens mehr zu verlieren als zu gewinnen. Sonst aber habe ich ihm für seinen Aufsatz ordentlich den Marsch gemacht und ihm namentlich gezeigt, wie unrecht er tue, in einem Atemzuge nach Ihnen immer Meyer zu nennen, an dem wohl alles recht fein und schön, aber so künstlich gemacht ist. Da habe ich dagegen jetzt von Josef Joachim, dem Solothurner Volksschriftsteller, eine Erzählung im Pult, die der „Bund" im Juli bringen wird*). Da ist echte Rasse drin. Er gemahnt mich an Jeremias Gotthelf und ist dabei frei von dessen Predigtton. Die Erzählung behandelt die Heimatlosen in der Schweiz (dreißiger, vierziger Jahre dieses Jahrhunderts). Wohl zwanzigmal läßt Joachim seine Landstreicherfamilie am Abend sich bei einem Dörflein lagern, Feuer machen, Betteln gehen usw. und jedesmal ist in dieser Wiederholung der Reiz des Neuen und lebendiger Anschaulichkeit. Ich konnte von dem Manuskripte mich nicht trennen, bis ich's zu Ende gelesen und nun bin ich schon wieder begierig, die Erzählung im Druck zu lesen. Es ist doch nichts so hoch erfreulich, als eine schaffende Natur, aus der es mit wahrem Überflusse quillt.

Ein Gegenteil hievon ist der nun definitiv nach Bern zurückgekehrte Ferd. Schmidt Dranmor. Der zehrt nun sein Lebtag an dem einen mäßig großen Bande lyrischer

*) Lonny die Heimatlose.

Gedankenpoesie. Und das wahrhaft Peinliche an diesem Greise ist die ungestillte Ehrbegier, zu der er sich durch seine Gedichte berechtigt glaubt. Er wird dadurch fast zur tragikomischen Erscheinung. Psychisch ein Wrack, hochbeinig, einigermaßen eine Don-Quixote-Figur, den österreichischen Orden selbst auf dem Hausrock, scheint er geistig kein anderes Interesse mehr zu haben als die Ausbreitung seines Ruhmes, so daß er selbst dem armseligsten Reformpfarrer, der auf irgendeiner Landgemeinde draußen über Dranmor dummes Zeug faselt, sich rührend dankbar erweist. Diesen Zug bemerke ich aber an vielen Bernern. Während die Berner in politischen und überhaupt in rein praktischen Dingen meist so brav und tüchtig ihren Mann stellen, scheint sie zu den schönen Künsten nichts als Eitelkeit hinzutreiben. So will Dranmor jetzt eine neue Auflage seiner Gedichte herausgeben (natürlich wieder auf seine Kosten), obschon von der alten noch sehr wenig verkauft ist. Dabei hat er keine oder nur wenige neue Gedichte beizufügen und bringt ein ihm gewiß saures Geldopfer; denn der ehemals so reiche Handelsmann hat nur wenig Vermögen gerettet, gerade so viel, um mit seiner seltsamen Frau, deren drei Pudeln und zahllosen exotischen Vögeln ohne Arbeit bescheiden leben zu können.

Doch — ich sehe mit Schrecken, daß ich eigentlich ins Leuteausrichten gekommen bin trotz einer Kaffeeschwester. Nun! Sie verstehen schon, daß es nicht böse gemeint ist. Ich habe mit dem alten Poeten, dem die eigene Heimat zur Fremde geworden ist, aufrichtiges Mitleid, kann aber so viel Torheit und Eitelkeit nicht ganz übersehen.

Schließlich sage ich Ihnen, was ich vor allem hätte tun sollen, herzlichen Dank für die lieben Worte, mit denen Sie jenes kleines Mißverständnis dieses Winters beseitigt haben. So ist es auch in dieser Beziehung „glorreicher Sommer" für

Ihren treu ergebenen

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 3. Januar 1888.

Lieber verehrteſter Herr!

Es iſt mir in den letzten Monaten und dann beſonders in den Feſttagen gar oft ums Herz geweſen, Ihnen einen freundlichen Gruß zu ſenden, wovon mich immer nur der Gedanke abhielt, man habe kein Recht, Sie mit Briefen zu ſtören. Heute unterliege ich der Verſuchung, indem ich Ihnen in beiliegender Nummer des „Bund" eine Notiz vorlege, welche Paul Güßfeld anläßlich ſeiner Kordillerenbeſteigung über den ſogenannten „Büßerſchnee" gibt. Wenn Sie die Stelle leſen, die ich im Feuilleton abgedruckt habe, ſo wird Ihnen gewiß auch der Läuterungsmodus in Ihrem Apotheker von Chamounix in Erinnerung kommen. Zwar in Ihrem Gedicht iſt die Vorſtellung eine viel ſchönere von einer Haft in den Eiskriſtallen des Gletſchers. Aber daß überhaupt bei einem Volke durch den merkwürdigen Anblick ſeltſam geformten Schnees die Vorſtellung von Büßern im Hochgebirge beſteht, iſt doch eine hübſche Analogie zu Ihrer Purgatoriumserfindung.

Von Herzen hoffe ich, daß dieſe Zeilen Sie in gutem Wohlbefinden antreffen und brauche nicht erſt zu verſichern, wie innig ich Ihnen zum neu begonnenen Jahre Glück wünſche. Mir geht es gut; nur iſt mir auf die Dauer das zerſtückelte Arbeiten der Redaktionstätigkeit oft recht läſtig. Denn ich ſpüre, daß es mir die Fähigkeit zugrunde richtet, irgend etwas auf längeren Atem Angewieſenes auszuarbeiten. Mit den Bücherreferaten beſonders habe ich mir eine rechte Rute gebunden. Die Verleger ſchicken drauflos und, da viele Hunde des Haſen Tod ſind, erliege ich beinahe der Hetze. Denn auf Mitarbeiter kann ich nicht zählen, indem die wenigſten exakt ihre Referate einliefern. Auch waren nicht ſehr viele erquickliche Bücher auf dem Novitätentiſche, ſchlechte deſto mehr, das ſchrecklichſte ein Bändchen lyriſcher Konvulſionen, welche die Malerin Hermine Schmidt-Preuſchen dem armen Herrn Theodor Storm widmete.

Mein Freund Spitteler ist leider ohne Stellung, seit die „Grenzpost“ *) eingegangen ist; daher sucht er nun auf Gebieten, denen die Gunst der Zeit sich besonders zuwendet, äußerliche Erfolge und hat also zwei Lustspiele geschrieben, das eine soll nächstens in Bern gegeben werden, um dann vielleicht, wenn es die Feuerprobe besteht, an deutsche Bühnen zu gelangen. Es ist eine ziemlich tolle Posse (eher als ein Lustspiel) und verspottet die eitle Medizin. Titel: „Der Bazillus“ **). Ein rechter Erfolg wäre für Spitteler in jeder Beziehung ein großes Glück. Nur steht nun da beim „Bazillus“ schon der eine Umstand dem Erfolg in Deutschland entgegen, daß das Stück ganz auf schweizerischen Verhältnissen ruht, Typen unseres Volkslebens vorführt und daher für Deutschland jedenfalls bedeutend müßte umgearbeitet werden. Das andere Lustspiel „Die Sirene“ soll dagegen ein Salonlustspiel der europäischen Gesellschaft sein; ich kenne es noch nicht***).

Sehr nette Dialektstücke von Leonhard Steiner habe ich dieser Tage erhalten; freilich es bleibt in jedem immer ein Rest von Unwahrscheinlichkeit und psychologischer Unmöglichkeit, der nicht aufgeht. Aber wie mir meine liebe Frau, die eine Winterthurerin ist, diese Stücke gut vorlas, empfand ich doch eine sehr erfrischende Wirkung und hatte das Gefühl, daß der Spaß nicht bloß in geschickter Benützung mundartlicher Ausdrücke liegt, sondern in der talentvoll erfundenen Handlung und in der teilweise recht guten Charakteristik.

Und nun entschuldigen Sie diesen plötzlichen brieflichen Besuch; persönlich werde ich mich noch weniger einstellen. Wenigstens kam ich im ganzen letzten Jahre nie nach Zürich

---

*) Eine Zeitung in Basel, deren Redaktion Spitteler angehörte.

**) Zu einer Aufführung des „Bazillus“ in Bern kam es nicht. Die Schauspieler weigerten sich auf der Probe, das Stück zu spielen. Es wurde dann 1892 als Manuskript gedruckt unter dem Titel „Der Ehrgeizige“ (Buchdruckerei Lack, Scheim & Co., Bern). Denselben Stoff behandelte Spitteler später in der Novelle „Das Wettfasten in Heimligen“.

***) Das Lustspiel „Die Sirene“ ist nicht gedruckt. (Angabe von Dr. Jonas Fränkel an den Herausgeber.)

oder in die Oſtſchweiz. Selten aber vergeht ein Tag, daß ich nicht Ihrer gedächte in Liebe und Verehrung.

Mit beſtem Gruße Ihr treu ergebener

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, d. 27. Auguſt 1888.

Verehrteſter Herr und Freund!

In einer mich tief betrübenden Angelegenheit, die unſern gemeinſchaftlichen Freund Brahms und mein Verhältnis zu ihm angeht, komme ich zu Ihnen, ob Sie etwa ein erlöſendes Wort haben.

Ich ſchrieb im „Bund" (den ich beilege) den Artikel: „42 Millionen Deutſche auf der Strecke". Brahms fühlt ſich als Deutſcher durch denſelben tief verletzt; er empfindet die ſeiner Meinung nach dem jungen Kaiſer und dem ganzen Hauſe Hohenzollern ungerecht zugefügte Beleidigung wie eine perſönliche, jedem Deutſchen angetane. Er ſagt, ſo wie ich empfinde ſonſt niemand, ich ſei ein einſeitiger Deutſchenhaſſer.

So etwas kann nun bei Brahms nicht eine vorübergehende Wolke ſein. Denn ſein deutſcher Patriotismus iſt wie alles an dem edeln Manne durch und durch echt und tief eingeſenkt in den Wurzelgrund ſeiner ganzen geiſtigen Exiſtenz. So, daß er nun unter dieſem Zwieſpalt ſo ſchwer leidet wie ich und gewiß nur nach ſchwerem Seelenkampf mir alle die bittern Worte ſagte, die wie eine Trennung für immer klangen.

Seit drei Sommern lebte er in Thun und war faſt jeden Samstag und Sonntag mein Gaſt. Ich weiß, daß er in gewiſſem Sinne ſo viel verliert an mir, als ich an ihm. Denn er ſteht merkwürdig allein, einſam. Bei mir fand er eine bürgerliche Familie, mit der er ſo gern zuſammen war, weil er fühlte, daß man nicht den berühmten Mann in ihm kultivierte, ſondern den lieben, herzlichen, guten Menſchen

voll schöner, reicher Gedanken, heiterer Einfälle usw. In diesem Zusammenhang ist es nicht unbescheiden, wenn ich es hier ausspreche, daß die vielleicht sich ergebende Unmöglichkeit, künftig miteinander auszukommen, mir mehr für ihn leid tut, als für mich, für ihn aber so, wie man einen lieben Freund nicht will krank wissen. Wir behalten Brahms unter allen Umständen in seinen herrlichen Schöpfungen. Und dann ist natürlich auch meine politisch freiere Denkungsart so beschaffen, daß ich den Grund der Trennung eher verschmerzen kann, als er, der sozusagen in seiner Vaterlandsreligion verletzt worden ist.

Zur Erklärung seines Standpunktes muß man nun allerdings auch nicht vergessen, daß der Besitzer mehrerer hoher preußischer Orden — z. B. des Ordens pour le mérite — zum Hause Hohenzollern gleichsam in einer persönlichen Beziehung steht. Daraus erkläre ich es mir, wenn Brahms sogar so weit ging, mir zu sagen, ich hätte eigentlich kein Recht, Wildenbruch, der sich mir auf den 7. September mit seiner Frau angemeldet hat, in meinem Hause zu empfangen.

Daß ich nun Ihnen, verehrtester Mann, mit dem allem komme, kann nur darin seine Entschuldigung finden, daß Brahms mit der uneingeschränktesten Verehrung und Bewunderung Ihrer stets gedenkt und so nun zwei der Ihrigen, wenn ich so sagen darf, sich an eine gemeinsame verehrte Instanz wenden möchten, um vielleicht Befreiung zu finden aus einem Konflikt, aus dem wir nicht recht herauskönnen. Dabei verstehn Sie ja schon, daß von gegenseitiger Empfindlichkeit u. dgl. zwischen Brahms und mir nicht die Rede ist. Der Fall liegt so, daß ich meinen Standpunkt nicht aufgebe, den seinigen aber dulden kann, während er den seinigen ebenfalls nicht aufgibt, den meinen jedoch nicht duldet, sondern als ein ungesühntes Unrecht in das Herz seines Kaisers und seines Volkes hinein empfindet.

Dieser Schmerz trifft mich in einer Zeit, wo ich ohnehin durch meinen Kampf für Abschaffung der Prügelstafe in bernischen Armenverpflegungsanstalten manche Aufregung er-

lebe, namentlich durch die sich häufenden sehr traurigen Berichte über verübte Mißhandlungen*). Aber was in dieser Sache gehässige Blätter gegen mich schreiben und Dorfmagnaten gegen mich unternehmen, scheint mir wie nichts gegenüber dem Leide, nicht zu wissen, wie ich ohne unwürdige Verleugnung mir den lieben Freund und mich ihm erhalten könnte.

In treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Keller an Widmann.

Zürich, 30. August 1888.

Verehrter Herr und Freund!

Das ist ja ein ganz wunderliches Verhältnis, in welches Sie mit Herrn Brahms geraten sind. Ich weiß nicht, was ich da sagen könnte, es handelt sich wohl um ein Etwas, das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die

*) Im Juli 1888 befand sich J. V. Widmann mit Frau und Töchtern in Grindelwald in der Sommerfrische und bewohnte dort das Häuschen einer Jungfrau Katharina Roth. In der von Widmann geführten „Hauschronik" (umfassend die Jahre 1872—1898) findet sich folgende Eintragung von seiner Hand: „An diesen sonst schönen (übrigens regnerischen) Ferienaufenthalt knüpfte sich Unangenehmes, indem die Hauseigentümerin mir klagte über schlechte Behandlung ihres in der Armenanstalt Uzigen untergebrachten Bruders. Infolgedessen trat ich gegen diese Anstalt öffentlich auf, und es gab einen viele Monate dauernden, oft äußerst heftigen Zeitungsstreit, wobei die Anstalt zweimal mir mit Prozessen drohte, die sie jedoch nicht anzustrengen wagte, weil ich immer mehr Beweise über dort herrschende Mißhandlung der Pflegebefohlenen in die Hände bekam. Ich hatte zuletzt, nach allerdings vielem Ärger, die Genugtuung eines vollen moralischen Sieges. Der bisherige Anstaltsvorsteher gab seine Entlassung, und nach mehrmaligen, von der Regierung angeordneten Untersuchungen wurde mir zugegeben, daß nicht alles in Ordnung gewesen sei. Eine weitere Folge waren zahllose Besuche von Armen aus dieser Anstalt bei mir, was mir viel Zeit und Geld raubte." Die wichtigsten Aufsätze Widmanns in dieser Angelegenheit finden sich im Jahrgang 1888 des „Bund" Nr. 218 („Ein Pflegling") und Nr. 235 („Unsere Sache mit der Armenanstalt Uzigen").

ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich jahrelang im Norden war, in Berlin, haben Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen usf. herbe oder ironische kritische Äußerungen über landesherrliche Meinungen und Taten gegenseitig ziemlich gleichmütig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hatte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten großen Zeit kaum je der Fall war.

Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach in Ihrem Artikel im Unrecht sind. Es hat ja wohl niemand den jugendlichen Bombast und die Unbesonnenheit oder vielmehr Unüberlegtheit in jener Tischrede verkannt; allein schon die krasse Übertreibung in dem unmöglichen Tropus einer „auf der Strecke" liegenden Nation von 42 Millionen Köpfen mußte verhindern, die Sache ernst zu nehmen in irgendeiner Weise. Und nun fanden Sie ein Symptom darin, welches einen tiefen Blick tun lasse in das Wesen des Mannes, und Sie gehen so weit, hierbei an Shakespeare und seinen Richard III. zu denken! Dem jungen, noch ungeprüften Menschen Menschenverachtung, Brutalität etc. zu vindizieren! Das kommt natürlich aus bravem Gemüt, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, sobald es einer liest, dem es auch zu Gemüte geht.

Ich denke, die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und Brahms werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihrer Anschauung, welche kein Prinzip sein kann in diesem Falle, beharren. Eine öffentliche Revokation wird wohl nicht verlangt, welche das Übel nur größer machte.

Ob Sie meine Meinungsäußerung brauchen können, muß ich dahingestellt sein lassen und würde sie unbegehrt nicht getan haben. Auch bin ich kein Orakel!

Aber nun will ich mich nicht länger mausig machen. Gern hätte ich noch einiges beigefügt, was ich Ihnen von früheren

Briefen her noch schuldig bin, fühle mich aber wegen der rheumatischen Gebeine schon müde und muß schließen, sintemal schon fünf Tage verduftet sind, seit ich diese Zeilen datierte! Nur für das Nachspiel zum Galeotto*) will ich noch meinen schönsten Dank mit allen Komplimenten aussprechen als Ihr dankbar grüßend ergebener

G. Keller.

Widmann an Keller.

Bern, d. 10. September 1888.

Verehrtester Herr und Freund!

Ihr guter Brief, der Wind und Sonne so gerecht verteilt, hat doch zugleich das Gefühl in mir verstärkt, das ich gleich nach Absendung meines Schreibens an Sie hatte, nämlich das Gefühl, etwas voreilig Sie mit einer rein persönlichen Angelegenheit gestört zu haben. In Ihrem Wohlwollen und Ihrer Milde geben Sie mir das zwar nicht zu verstehen; aber ich empfinde doch das Bedürfnis mich nachträglich zu entschuldigen, was hiermit geschieht.

Da ich nun aber einmal Ihnen von dieser Angelegenheit geschrieben habe, ist es auch anständig, daß ich Ihnen den weiteren Verlauf und Schluß mitteile.

Vier oder fünf Tage nach jenem ersten politischen Hadergespräch kam Brahms wieder zu mir und brachte seinen Verleger Simrock mit, der als ehemaliger preußischer Husarenoffizier noch eine höhere Note singt, wo es sich um die preußische Dynastie handelt. Wie sehr ich auch bemüht war, einem neuen Zank auszuweichen, faßten mich die beiden so scharf an, ließen in Wiedervergeltung so gar kein gutes Haar am Republikanismus und unseren Zuständen, daß ich, als sie nach dreistündigem Aufenthalt weitergingen, mich geistig und körperlich gekränkt fühlte. Andern Tages schrieb ich die paar Zeilen „Zusatz der Redaktion zu einem Artikel von

*) „Die erste Nacht oder: Die letzten Konsequenzen“ (1888). (E.)

K. Kelterborn über historische Abreißkalender". (Ich lege das Sonntagsblatt mit diesem „Zusatz" hier bei.)

Gestern nun, da auch Freund Hegar bei mir speiste, kam auch Brahms wieder von Thun, nachdem er angefragt hatte, ob er willkommen sei, worauf ich ehrlich geantwortet: Ja, aber ohne politische Dispute.

Wir haben uns dann beide so gut gehalten als möglich, ich gestund ihm in einem Augenblicke, da wir uns allein unterhielten, freiwillig zu, daß mein früherer Artikel ein zu vorschnelles Urteil über den jungen Kaiser enthalten habe, wie auch Sie dies herausgefunden. Er freilich sagte dagegen, nicht die einzelne Äußerung schmerze ihn so sehr als die Gesinnung, aus der sie hervorgegangen, und diese müsse er als blinden Deutschenhaß bezeichnen. Solchen mir zuzuschreiben, davon ist er nun leider nicht abzubringen. In übrigen sagte er etwas ironisch, er danke mir für diese starke Äußerung meines Schweizergefühls, da erst dieser Äußerung gegenüber in ihm der wahre Deutsche erwacht sei, der bis dahin zu gleichgültig geschlummert habe.

Diesen Morgen haben wir uns dann mit freundlichen Worten getrennt und er wird nächster Tage wohl schon über Zürich nach Wien reisen. Daß er im nächsten Sommer wieder die Schweiz zum Aufenthalt wähle, glaube ich nicht. Und ebenso weiß ich, daß bei freundlicher Erinnerung, die er mir gewiß behält, sein Verhältnis zu mir doch nicht mehr das frühere sein kann. Darein muß ich mich schicken in einem Zeitalter, wo politische Eifersucht und Rassenkämpfe noch ganz andere tiefe Wunden schlagen als diese. Mir bleibt er der große Künstler, der in seinem Sache zurzeit seinesgleichen nicht hat und der unter einer allerdings oft sehr rauh anzufühlenden Hülle (und) ein gutes, reines und treues Mannesherz trägt.

Nun bitte ich noch einmal um Vergebung, Sie mit solchem persönlichen Detail vielleicht belästigt zu haben. Zugleich danke ich Ihnen warm für jedes Wort Ihres Briefes, der mir zeigt, wo ich geirrt habe. Betrübt hat mich, daß die

rheumatischen Leiden Sie immer wieder heimsuchen; dem Herrn Bundesrat Welti hat seinerzeit für dergleichen die Grotte Monsummano in Italien, wo auch Garibaldi Linderung fand, sehr gut getan. Baden liegt Ihnen freilich näher, aber wer weiß, ob es so wirksam ist.

Im Laufe dieses Herbstes schicke ich Ihnen zwei Bücher von mir, die Erzählung: „Die Patrizierin" *) und „Jenseits des Gotthard" **) (Sammlung meiner 4 Reisen in Ober- und Mittelitalien). Ich bitte, diese Sendungen nicht anzusehen als etwas, worauf man antworten muß.

In treuer Verehrung Ihr ergebener

J. V. Widmann.

Widmann an Keller.

Bern, den 14. Oktober 1888.

Verehrtester Herr!

Mit herzlichem Bedauern habe ich die Anzeige von dem Trauerfalle gelesen und danke Ihnen, daß Sie mich mit Zusendung dieser Nachricht beehrt haben. Da Sie mit Ihrer verstorbenen Schwester seit vielen Jahren ganz allein lebten, muß diese Trennung Ihnen besonders schmerzlich gewesen sein und ich sage Ihnen von mir und meiner Frau unser tiefes Beileid. Der Verstorbenen, die, wie Sie mir einmal mündlich andeuteten, sich manche Sorge machte, die sie sich vielleicht hätte ersparen können, muß man die Ruhe gönnen; nur bedaure ich, daß ihr Abscheiden kein leichtes gewesen ist. Möchte man beim Sterben so guter ehrenwerter Menschen, denen jedoch das Leben gemäß ihrem Wesen Mühe machte, sich der Ausgleichung in einem künftigen Leben ernsthaft getrösten können, wie dies unsere Vorfahren in einem weniger skeptischen Zeitalter taten. Ich las noch eben in diesen Tagen im „Verlornen Lachen" die Stelle wieder, wo die sterbende Greisin sich abwendet von dem pantheistisch

*) Bern, Francke, 1888.

**) Huber, Frauenfeld, 1888.

gefärbten, wenig- oder nichtssagenden Gebete des Reformgeistlichen. Wie schon früher hat sie mich stark berührt. Daß es doch vernünftigerweise möglich wäre, an eine Vergütung dieses manchmal verfehlten Erdenlebens zu glauben! Es brauchte keine Unsterblichkeit bis in alle Grenzenlosigkeit hinein zu sein, sondern bloß noch einmal so siebzig Jährlein, aber diesmal mit dem vollen, erfolgreichen Talent, schuldlos glücklich zu sein. So kommt man, — wenigstens an mir erlebe ich es, — nach mehr als vierzig Jahren wieder zu den primitiven Postulaten, die man schon als Knabe aufstellte und nur in dem einen Punkt ist man weiser, daß man dergleichen nicht mehr in direktem Egoismus für sich selber verlangt.

Möchte Ihre Einsamkeit Ihnen nicht zu schwer werden; an guten Gedanken des Trostes kann es Ihnen weniger fehlen als irgendeinem mir bekannten Menschen.

Der Verstorbenen, von deren vortrefflichen Eigenschaften ich hie und da hörte, bewahre ich ein ehrenvolles Andenken.

In treuer Verehrung Ihr

J. V. Widmann.

Anhang

Drei Aufsätze J. V. Widmanns über Gottfried Keller'sche Werke.

I.

Eine literarische Unterhaltung statt einer Kritik.

(Nr. 336/337 des „Bund" 1881.)

Egon (eintretend): Was ich dir bringe, teure Fides! Heute hoffe ich, dir wert zu sein.

Fides: Du hältst ein Buch in der Hand, ich seh's, einen angenehmen Oktavband, kein wissenschaftliches Marterinstrument, meinen frauenhaften Verstand wie einen armen Schmetterling aufzuspannen zwischen Darwin und Häckel oder Helmholtz und Virchow.

Egon: In der Tat! Erraten! Ein schönes und ganz neues Buch. Und doch könntest du den Inhalt längst wissen, wenn du nicht, als er im letzten Winter bruchstückweise in der „Deutschen Rundschau" erschien, so eigensinnig gewesen wärest, die schöne Gabe dort zu ignorieren. Es sagte jemand damals: „Ich möchte mich ebenso gern auf einem Marktplatze verloben ..."

Fides (einfallend): „als Gottfried Kellers Sinngedicht an einem so öffentlichen Orte wie ein Journal lesen." Ja! So sagte ich. Und jetzt weiß ich, welches Buch du mir bringst. O! Gib schnell.

Egon: Da! Es ist erst vor ein paar Tagen erschienen*); ich habe es aber sofort zweimal durchgelesen. Nun? Du siehst so seltsam auf das Buch nieder?

*) Bei Wilhelm Hertz in Berlin.

Fides: Wie es mich anblickt! Ordentlich lebendig! Wie mit den Augen des Kindleins auf den Armen der Sixtinischen. Du kannst vielleicht morgen oder übermorgen noch vernehmen, daß ich vor lauter Lust an dem Buche es nicht geöffnet habe.

Egon: Ich wünsche mir begierigere Leser.

Fides: Ach! Du verstehst mich nicht. Die Begier ist natürlich groß; aber groß ist auch die Freude, ein Buch vor sich liegen zu haben, von dem man im voraus weiß, es berge köstliche Schätze und es werde von nun an unser Seelenfreund werden, ein für immer gewonnener Teil der eigenen Innenwelt. Und, daß ich's nur gestehe! Gerade deshalb ist auch einige Scheu mit im Spiele, die mich vielleicht noch einige Tage lang hindern wird, das Buch zu lesen. Denn einem so starken Geiste solche Gewalt über sich zu gestatten, sollte sich unsereiner doch überlegen. Ihr Männer kennet wohl dieses Zaudern nicht; Ihr schreitet im kühlen Eisenhelm und mit den glatten Arm- und Beinschienen der ästhetischen Kunstbetrachtung in ein derartiges Werk. Uns aber ergreift unmittelbar die Darstellung menschlichen Schicksals, und — Gott weiß es! — mir bangt bei aller sehnsüchtigen Freude, die das Buch mir weckt, vor den Stürmen, die wie wallende Geister auf mich eindringen werden.

Egon: Du sprichst — wenn ich an die Novelle Regine denke, zum Teil auch an Don Correa — als ob du den Inhalt schon wüßtest. Gewiß! Einige dieser Erzählungen sind tief tragisch, daß man wie bei Shakespeares „Othello" aufstöhnen möchte und bitten: Kann es nicht sein, daß Desdemona gerettet wird? Aber der Charakter des ganzen Novellenzyklus — denn ein solcher ist das Buch — ist dem einer freundlichen Landschaft gleich, wo Sonnenschein, lichte Wölklein, sanfte Hügel und ein schimmernder Fluß uns nicht trüb bedenken lassen das vereinzelte Leiden, das da und dort in Wald und Flur und in der Hütte sich vergräbt. Vorab ist es ein Buch, das edle, gebildete Frauen beseligen muß. Denn schließlich läuft alles hinaus auf die Verherr-

lichung eines solchen „Frauenwesens" — um kellerisch zu sprechen.

Fides: Wie? Ich glaubte im Gegenteil aus einzelnen Andeutungen meiner Freundinnen zu verstehen, daß weibliche Wesen, aus niederer Lebenssphäre vom Manne emporgehoben, Gegenstand der meisten dieser Erzählungen seien; eine deutsche Bäuerin, die ein reicher Amerikaner zu seiner Gattin macht, ein anderes seltsames vernachlässigtes Geschöpf, das auf der Treppe Magdarbeit verrichtet und den künftigen Gemahl in die Ferse sticht, sogar eine indische Sklavin endlich, die ein Admiral im eigentlichen Sinne des Wortes vom Boden auflieſt ...

Egon: Deine Freundinnen haben dir scheint's allerlei ausgeschwatzt und doch die Hauptsache vergessen. Diese von dir angeführten Begebenheiten sind sozusagen nur die Inversion des eigentlichen Gedankens, wie in einem Musikstück — denke an die Fugen von Bach — so häufig das Thema in rücklaufender Figur erscheint. Wohl erzählt Reinhart der geistvollen Lux ...

Fides: Lux?

Egon: Lux ist gleich Lucie ... erzählt ihr, sage ich, allerdings von Frauenspersonen, die durch die bloße Gewalt ihrer Naturanlagen bedeutend wurden und feine Männer zu fesseln wußten. Aber während er so erzählt und die schöne Lux aus ihrem lichtreichen Gemüte ihm antwortet, so daß er die Kraft eines durch Bildung bereicherten Frauengeistes an sich erfährt, wird er ganz der Gefangene seiner gescheiten Freundin und die Charakterzeichnung dieses hellen, angenehmen Frauenzimmers ist eine überaus anmutende. Lucie ist so ausgestattet, daß der Eindruck ihrer Erscheinung alles überwältigt, was vorher etwa zum Preise der bloßen Naturanlage ohne Geistesfreiheit vorgebracht worden. Und so darf der Verfasser dieses Novellenzyklus nicht jenen modernen Bildungsverächtern zugezählt werden, die ein hübsches, einfältiges Naturkind als die beste Frau für einen gescheiten Mann ansehen.

Fides: Es freut mich, das zu hören.

Egon: Anderseits redet aber Gottfried Keller den Blaustrümpfen durchaus nicht das Wort. Im Gegenteil! Er geht fürchterlich ins Gericht mit jenen Emanzipationssüchtigen, die ihr Geschlecht verleugnen. Da kommt eine Malerin vor, „sie trug stets ein schäbiges Filzhütchen auf dem Kopf und ließ das Kleid so einrichten, daß sie ihre Hände zu beiden Seiten in die Tasche stecken konnte, wie ein Gassenjunge". Sie hat „die beleidigende Absicht, ja keinen Anspruch auf weibliche Anmut und Frühlingsfreude machen zu wollen. Von einer freien Locke oder Haarwelle war an ihr nichts zu sehen; gleich einem Kranze von Schnittlauch ..."

Fides: Schnittlauch!

Egon: „... Schnittlauch trug sie das gestutzte Haar um Ohren und Genick." Keller ruft geradezu aus: „Was werden das für traurige Zeiten sein, wenn es so kommt, daß mit den lichten Kleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingslust aus der Welt flieht!"

Fides: Prächtig! Jetzt möchte ich aber noch mehr wissen. Wir sind nun einmal ins Naschen gekommen. Vor allem das eine: Warum heißt denn der Novellenzyklus „Sinngedicht"? Voll Sinn wird ja wohl alles sein; aber ein Sinngedicht ...

Egon: Ist ein Epigramm, um „Deutsch zu sprechen". Und ein solches Epigramm von Friedrich Logau bildet die etwas künstliche Feder, die alle die Räder in dem schönen Werke bewegt.

Fides: Welch ein garstiger Vergleich! Herr Mechaniker!

Egon: Was für eine subtile Zuhörerin! Aber ich weiß es in der Tat nicht besser zu sagen. Ein junger Professor hat über seinen Studien am Prisma Augenschmerzen bekommen und befürchtet zu erblinden, wenn er nicht rasch abbricht. Er gibt also das Studieren für einige Zeit auf; aber was soll er nun tun, da er in der fröhlichen Tages-

welt sich kaum mehr auskennt? Er holt sich Rat in einem Bande Lessing und schlägt daselbst ein Epigramm des alten Logau auf:

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küss' eine weiße Galathee; sie wird errötend lachen."

Diesen Rat steckt er wie ein ärztliches Rezept zu sich und reitet auf einige Tage spazieren, gewillt, Logaus Theorie praktisch zu erproben. Er trifft nun auf verschiedene Mädchen, die er küßt; aber die eine lacht zwar, errötet jedoch nicht beim Kusse, während die andere (eine Pfarrerstochter) zwar tief errötet, aber nicht lacht, sondern sehr ernsthaft bleibt, wie sie mit geschlossenen Augen den Kuß aushält. Zuletzt kommt Reinhart auf einen reizenden Landsitz, wo bei ihrem Oheim, einem alten Soldaten, eben jene bereits erwähnte Lucie lebt. Was nun dort sich begab zwischen den jungen Leuten, die ihre geistige Kraft an einander anfänglich fast feindselig erprobten, das bildet den Hauptteil des Buches. Es sind Novellen eingeflochten in die Novelle, Erzählungen, welche Reinhart oder Lucie oder der Oheim zum besten geben, Geschichten, tief traurig, wie die der edelgewachsenen Regine, übermütig lustig, wie die von den Berlocken des Herrn von Vallormes, oder dann abwechselnd rührend und wieder bis zur jubelndsten Ausgelassenheit sich erhebend, wie die Geschichte von der armen Baronin. Auch ist hier das Meisterwerk Don Correa, eine Erzählung, in welcher der Verfasser dieselbe intuitive Kraft bewiesen hat, die er selbst einst an Schillers „Tell" in einem Aufsatze so treffend beschrieben. Dann enden diese wechselseitigen Erzählungen, bei denen, wie in einem Kartenspiele edler Geister —

Fides: Pfui! Kartenspiel und „edle Geister"! —

Egon: — eines sozusagen das andere abtrumpft, immer eine höhere Karte, eine siegreichere Farbe ausspielend. Zuletzt erzählt noch Lucie ihre Jugendgeschichte, wie sie katholisch ward — dieses Stück hat nicht in der „Rundschau"

gestanden, und deshalb schien dort der Schluß etwas überstürzt. Jetzt ist auch das aufs beste geordnet und es kommt zu dem Kusse, bei dem die weiße Galathee errötend lacht.

Fides: Lacht? Wirklich lacht?

Egon: Das begreift man nur im Zusammenhang. Die Liebesleute stehen nämlich vor dem Fenster eines verliebten Schreiners, der Goethes Jugendliedchen „Kleine Blumen, kleine Blätter" zur Arbeit singt, und zwar mit seltsam entstellenden Dialektfehlern:

„Kleine Blumen, kleine Blätter, — ja Blätter
Streien mir mit leichter Hand
Gude junge Frihlingsgädder — ja Gädder
Tändelnd auf ein luftig Band."

Zwar lachen die draußen Stehenden den jungen Tischler nicht aus, beileibe nicht! „Die unverwüstliche Seele des Liedes und die frische Stimme, die Stille des Nachmittags und das verliebte Gemüt des einsam arbeitenden Meisters bewirkten das Gegenteil eines lächerlichen Eindrucks." Aber wie so die Kanarienvögel in das Lied hineinschmetterten, da kam eine fröhliche Trunkenheit über die Liebenden, daß sie sich beim Kopf hatten, sie wußten kaum, wie's geschah. Nun! Und da ist das Rezept ausgeführt und das Buch schließt mit dem sinnigen Wortspiele, daß Reinhart später die Zeit, da er seine schöne Frau Lux noch nicht kannte, — „ante lucem" zu nennen pflegte, „vor Tagesanbruch".

Fides: Das alles ist schön! So schön, daß ich dich bitte, sogleich fortzugehen, damit ich lesen kann. Dann sprechen wir morgen weiter über das Buch, als zwei Wissende.

Egon: Ein schöner Dank. O! Ihr Frauen! Doch sei's. Auf morgen!

Zweiter Abend.

Durch einen Zufall hatte sich's gefügt, daß Egon und Fides sich erst drei Tage später wieder ungestört über Gottfried Kellers „Sinngedicht" unterhalten konnten. Fides hatte um so besser Zeit gefunden, sich mit dem ganzen Buche

vertraut zu machen. Ihr Gespräch nahm folgenden Verlauf:

Fides: Wir sind nun Wissende.

Egon: Nun! Habe ich zu viel gesagt?

Fides: Könnte man über einen lachenden Maientag zu viel sagen?

Egon: Allerdings; die lyrischen Dichter haben das häufig bewiesen.

Fides: Weil sie immer dasselbe mit kleinen Variationen gesagt haben. Als aber einmal einer sagte: „Es blüht das tiefste, fernste Tal" — da war doch wieder etwas Neues und Wahres gesagt, und gerade dieses Wort möchte ich auf Kellers Sinngedicht angewendet wissen. Es blüht das tiefste, fernste Tal.

Egon: Das heiße ich sich mit echter Lockenkopflogik wieder zum Thema zurückretten. Im übrigen bin ich mit deiner Bemerkung sehr einverstanden. Der Reichtum der über diese Erzählungen hingestreuten Schönheiten ist wirklich wie aus dem Füllhorn ewigen Frühlings gegossen.

Fides: Und dazu die „Früchte des späteren Jahres", die Lebensweisheit reifster Gedanken.

Egon: Zum Beispiel?

Fides: Nun! In so wenigen Worten die Schilderung Lessings! Den „tapferen Lessing" nennt ihn Keller und findet sein eigentliches Wesen „in der ewigen Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, in dem unbedingt guten Willen ohne Falsch und im Feuer vergoldet!"

Egon: Oder die Bemerkung über den Rückblick auf die begangenen dummen Streiche: „Dieselben scheinen in der perspektivischen Verkürzung so dicht beieinanderzustehen, wie jene Meilensteine, welche der Reiter für die Leichensteine eines Kirchhofes ansah, als er auf seinem Zauberpferde an ihnen vorüberjagte."

Fides: Noch besser gefällt mir folgendes: „Wenn eine feine Seele auf nachtwandlerischem Pfade einer neuen Bestimmung zuschreitet und aus sich selbst freundlich ist, so

darf man sie nicht mit zutäppischen Anmutungen aufschrecken."

Egon: Wie eine gute Stammbuchsentenz klingt auch: „An einem offenen Paradiesgärtlein geht der Mensch gleichgültig vorbei und wird erst traurig, wenn es verschlossen ist."

Fides: Übrigens tun wir dem Dichter unrecht mit dem Aufzählen solcher Sprüche. Seine Lebensweisheit offenbart sich hauptsächlich in den Lebensführungen, die er an seinen Gestalten uns erkennen läßt, und in den Charakteren, die er in unsere Mitte versetzt, so daß wir mit ihnen wie mit lebendigen Personen verkehren.

Egon: Da kommen auch die psychologischen Meisterstücklein in Betracht, wie jener Zirkelgang der Gedanken der jungen Magd, als sie sich vorstellt, was sie alles täte, wenn sie die plötzlich reich gewordene Dame wäre, von der soeben erzählt wird; oder, wenn Reinhart noch einen geselligen Kreis aufsucht und „in dessen Fröhlichkeit sein Wissen um Lucie als anonymen Teilnehmer mitlaufen läßt".

Fides: Und die Szene, wo der liebende Backfisch mit dem stolzen Herzen wie ein Hündchen hinter dem Paare herläuft, — der Geliebte und die Gouvernante haben sich auf dem Waldspaziergang den Arm gegeben; — wie da das Mädchen in seiner „fünfzehnjährigen Nichtsnutzigkeit" so elend sich befindet und mit dem Schnupftuch den Mund verstopfen muß, um das Schluchzen und Stöhnen nicht laut werden zu lassen. Und dabei geht sie im höchsten modischen Putze erwachsener Damen, den sie dem still Geliebten zu Ehren angelegt hat. Woher weiß denn der Dichter, wie es unsereinem in solchem Falle zumute ist?

Egon: Er hat eben viele „brotessende Menschen" gesehen wie Odysseus. Das soll nicht heißen, daß er wie andere moderne Schriftsteller für nötig befunden hätte, in allen Ländern Europas und allenfalls noch ein wenig am Nil Menschenstudien zu machen. Er haßt im Gegenteil dieses „abgetriebene Touristenleben". „Wer es haben kann, der gehe sein Jahr nach Italien; wers aber nicht haben kann,

der halte sich deshalb nicht für einen unglückseligen Tropf, sondern mache sich Haus und Garten zu seinem Morgen- und Abendland." Mit Recht! Das Beste auch in realistischer Schilderung, die auf feiner Beobachtung ruht, fördert man doch immer aus dem eigenen Innern und unter dem rauschenden Fittich der Phantasie zutage, z. B. die Stelle, wo sich Don Correas Schlafrock von dunklem Sammet weiß färbt vom Staube des Mädchens, das er in seinem Saale vom Boden aufhebt, nachdem sie nach langer Wanderung auf den weiten Straßen des portugiesischen Königreiches endlich ihren Herrn und ihren Ruheport gefunden. Oder in derselben Erzählung die Situation, wo Don Correa an dem zerlöcherten Mantel, den er zum Trocknen am Eingang der Grotte aufgehängt hatte, astrologisch herumstudiert. Da die Nachmittagssonne dahinterstand, schimmerten die zahlreichen von den Motten hineingefressenen Löcher wie Sternenlichter; weil aber manche davon von Wassertropfen wie mit kleinen Glaskügelchen verschlossen waren, so schimmerten sie in den Sonnenstrahlen bläulich oder rötlich, und Don Correa, der als Admiral ein Sternkenner und Astrologe war, brachte unverweilt eine Konstellation zusammen, in welcher ihm das Venusgestirn glückverheißend zu funkeln schien.

Fides: Ja! Wenn wir nun auf solche Stellen kommen wollen, wo die Phantasie zur Betrachtung sich gesellt und poetische Wunderwirkungen hervorbringt, da könnten wir bis tief in die Nacht einander vorschwatzen und vorlesen; von solchen Schönheiten wimmelt ja das Buch. Da ist z. B. in derselben Novelle die Flucht der Übeltäter zu nennen, und wie plötzlich in der Nacht das Meer sich taghell erleuchtet von den sprühenden Raketengarben der Kriegsschiffe, während die Uferfelsen dröhnen und die Luft zittert von dem Donner der Geschütze.

Egon: Nehmen wir auch Schilderungen von Menschen dazu. Z. B. der junge Herr von der brasilianischen Gesandtschaft mit dem langen, aus vielen Wörtchen bestehenden Grafen-

titel; „er selbst lang und schlank, wie ein alter Ritterspeer, pechschwarz und blaß, mit der schönsten geraden Nase und glühenden Augen".

Fides: Und die köstliche Abbildung der grotesken Schönheit des Indianers „Donnerbär". Im Munde der Lux nimmt sie sich besonders lustig aus.

Egon: Natürlich macht es bei allen diesen Stellen auch viel aus, daß der Dichter so ungemein spricht; du verstehst mich, Fides? Er holt sich die Worte von der Quelle der Sprache und wagt kühne Ausdrücke aller Art. Er hat wirklich seinen Stil für sich, und so machtvoll ist dieser Stil, daß man bereits bemerken kann, wie gute Schriftsteller, denen die eigenen Gedanken reichlich zuströmen, z. B. Konrad Ferdinand Meyer, der Herrschaft dieses Stils bei eigenen Produktionen sich nicht zu entziehen vermögen.

Fides: Lies mir einmal solche Stellen, die für Kellers Ausdrucksweise charakteristisch sind.

Egon: Gern, aber erlasse mir die feinere Unterscheidung, ob nun hier die Eigentümlichkeit im Bilde, dort in der ungewöhnlichen Anwendung eines gewöhnlichen Wortes oder in der kühnen Konstruktion liege. Nimm die folgende Auswahl einfach als Stilprobe hin. Das Antlitz Luciens wird „ein schönes Heimatland aller guten Dinge" genannt; Reginens regelmäßig ruhiges Gesicht wird von einem Zuge leiser, unbewußter Schwermut veredelt, einem Zuge so leicht und rein wie der Schatten eines durchsichtigen Kristalles. Ein Brunnen klang vor dem Hause. Die Freude über den Gast läuft alsobald nach Töpfchen und Gläsern, nach Eingemachtem und Gebackenem auseinander. Lucie wird ein „ziervollstes Frauenzimmer" genannt; ihr Oheim nennt sie, auf sie hinweisend, „die da sitzende Jugendfigur"; die kranke Baronin heißt einmal „kleine, schmale Weibsanstalt unter der Decke". Die mutige Schwester des Königs von Angola wird vorgeführt als ein „keckes Einzelstück" unter den Frauen des Harems. Ein Lump, der nach Amerika spediert worden, wird daselbst Prediger bei einer kleinen „Religions-

unternehmung". Gewesene Studenten, die in der Bierhalle sitzen, „entwöhnen sich langsam und vorsichtig der braunen Studentenmilch".

Fides: Es gibt auch ein paar kühnere Stellen. Regine wird einmal beschrieben als die Bescheidenheit selbst, einfach, liebenswert und dabei so ehrlich „wie ein junger Hund"! Und ein andermal sagt ein wohlerzogenes Mädchen von Stand zu einem jungen Manne: „Den Teufel hoffst du".

Egon: Das sind Stellen, die wahrscheinlich von deutschen Ästhetikern wieder so werden ausgelegt werden, als klebte an Keller ein Rest von „schweizerischer Derbheit", den er, obschon er vielleicht möchte, nicht loszuwerden wisse. O! Die gelehrten Herren! Vischer eingerechnet. Diese Derbheiten sind größere Feinheiten, als sie sich's vorstellen, und zudem decken jeweilen die gewählten Worte absolut das darzustellende Objekt. Nehmen wir nur den zweiten Fall. Ich will ganz übersehen, daß der Oheim, der alte Kriegsknasterbart, die Geschichte erzählt, in der das Mädchen den Liebhaber mit so rauhen Worten anfährt. Aber die Situation braucht ja dieses energische: „Den Teufel hoffst du!" Denn der Liebhaber hatte soeben geäußert, er hoffe, die schlimmen Nachrichten über seinen Nebenbuhler, der allerdings sein Freund ist, möchten sich als unwahr erweisen. Wenn sie sich aber so erweisen, so ist das Mädchen für ihn verloren. Das kann er seinem ganzen sonstigen Wesen nach nicht aufrichtig hoffen; was er also in diesem Sinne doch vorbringt, ist eine zahme Alltagsredensart, wie wir mit derartigen weichlichen Wollflocken der Rede häufig die egoistische Wolfsnatur verbergen. Das mag man denn auch hundertmal ertragen. Aber das Mädchen, das in diesem Augenblicke vermuten muß, dem künftigen Gatten gegenüberzustehen, — so ist ja der Vertrag früher geschlossen worden, — muß mit einem hellen, scharfgezackten Blitz wie mit dem leuchtenden Schwerte der Wahrheit hier dem Sprechenden in die Seele hineinfahren und hell zünden mit dem Worte: „Den Teufel hoffst

du" in die dunklen Abgründe, die auch ein gutes Menschenherz leicht zur Mördergrube machen könnten.

Fides: Es hätte so vieler Worte nicht gebraucht; du schießest sogar ein wenig übers Ziel. Ich habe die Stelle nicht in tadelndem Sinne angeführt, nur als kühn; verstanden habe ich sie ohne Reflexion.

Egon: Werden wir denn gar nichts zu tadeln finden an diesem Buche?

Fides: Vielleicht, daß über den einer Person in den Mund gelegten Erzählungen ein wenig vergessen wird, wer erzählt, wer zuhört, und ob alles, was in der vorgetragenen Geschichte vorkommt, diesem Verhältnisse gemäß ist.

Egon: Das möchte ich nun gar nicht tadeln. Vielmehr hat der Dichter an vielen Orten hierauf besonders Bedacht genommen.

Fides: Ja, die spinnenden Mägde werden allerdings fortgeschickt, als die Erzählung von Reginens Schicksal eine Wendung nimmt, bei der über die Bildung, übrigens nur über die falsche Bildung, der Frauen losgezogen wird. Aber z. B. die Erzählung von der „törichten Jungfrau" im Munde Luciens — ist sie nicht zu frei im Tone gegenüber dem fremden jungen Manne?

Egon: Das vermag ich weniger zu entscheiden als du; Frauensinn muß das Urteil sprechen. Nur halte ich es vom Standpunkt des Kunstgefüges einer Dichtung für erlaubt, daß einem höheren Zwecke ein Kleineres geopfert werde. Vollicht für die gegenwärtige Situation ist Hauptbedingung. Das ist schon bei Homer so sehr der Fall, daß man ihm nachher viele Vergeßlichkeiten vorgerupft hat, die gewiß keine Vergeßlichkeiten waren. Er schiebt beiseite, was die augenblickliche starke Wirkung beeinträchtigen könnte.

Fides: Ich kann dir hier nicht folgen; aber ich glaube dir, wie ja mein Name mich anweist zu tun. Und so trübt auch kein Hauch des Tadels den Kristall dieser lauteren Dichtung. Nun noch ein Späßchen! Meine alte Tante, die Tierfreundin, ist auch entzückt von dem Buche, weil, wie sie

sagt, ein so barmherziger Sinn für ihre speziellen Freunde darin walte. Sie hat mir unter Tränen den Satz vorgelesen von dem lebendigen Frosch, der im Zimmer des Naturforschers „bescheiden" unter der Glasglocke hockt und „seines Stündleins harrt". Und am Schlusse die Szene, wo der unglückliche Käfer von der widerwärtigen Gouvernante gefaßt wird: „Gleich darauf versank der arme Waldbruder in das Fegefeuer des Spiritusfläschchens und zitterte schrecklich, bevor er sich zur Ruhe begab". Ihr Trost aber ist die Rettung der schönen Schlange vor dem Krebs, der sie am Halse gefaßt hatte: „Das schöne Fräulein blickte mit sichtlicher Erregung dem Waldgeheimnis in die nahen Augen" usw.

Egon: Ohne Scherz gesprochen! Die tiefe Humanität, die alles trägt, was Keller jemals geschrieben, tritt auch in solchen kleinen Zügen schön zutage. Was ich wünschen möchte, ist aber, daß die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft endlich daran ginge, etwas zur Popularisierung gewisser Schriften dieses Dichters zu tun. Ich denke an seine „Frau Regel Amrain", an sein „Fähnlein der sieben Aufrechten" und noch an einiges. Das müßte in billigen Volksausgaben existieren, ohne daß der Autor oder sein Verleger durch Nachdruck geschädigt würden. Die Bücher Kellers sind für's Volk zu teuer. Eine Ausnahme bildet der Band „Sinngedicht". Denn er ist seinem Inhalte nach gerade für die Leute geschrieben, die ihn zahlen können und, wenn es ihnen ein Opfer ist, durch dieses Opfer das Buch fast noch lieber bekommen.

Fides: Ich bitte dich, Egon, zu bedenken, daß du bei mir bist, wo man von solchen öffentlichen Vereinen so wenig spricht wie von Nationalratswahlen. Wir befahren das Meer nicht als Fischer, sondern in einer schmuckreichen Gondel und blicken aus derselben empor zum stillen Nachthimmel. Und siehe! Da blinkt nun wieder mit bläulichem Lichte wie Hesperus schön ein neues Gestirn, das uns niemals untergeht: Gottfried Kellers Sinngedicht.

II.

Über Gottfried Kellers Roman: Der grüne Heinrich.

(Nr. 15/17 des „Bund" 1883.)

Als in den letzten Dezemberwochen des verflossenen Jahres die Neuigkeiten des Büchermarktes auf den Kritiker zuschwirrten wie auf den Ithakerfürsten die unzähligen Gespensterscharen des Hades — der Kritiker aber konnte nicht „eilend von dannen fliehn zu dem Schiffe", sondern mußte Tag für Tag aushalten den Ansturm der Schatten, die auch in gewissem Sinne sein Blut tranken — dazumal war uns in später Abendstunde ein alter Freund der beruhigende Trost; zu ihm kehrten wir zurück wie ein Musiker, der den Tag über schlechte Tanzweisen spielen mußte, zuletzt dann in einsamer Kammer sich nicht hinstrecken mag, bevor er dem entweihten Instrument seinen Adel zurückgegeben durch die seelenvollen Töne einer edlen alten Melodie.

Gottfried Kellers Roman „Der grüne Heinrich" war der alte Freund und wir erfüllen nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir hier von dem wunderbaren Buche, das man bei uns noch lange nicht genug würdigt, zu unsern Lesern sprechen. Hiebei sei aber alsobald hervorgehoben, daß wir den „alten Freund" in seiner neuen Gestalt meinen, d. h. die Neubearbeitung des Romans, die 1880 im Verlag von Göschen (Stuttgart, vier Bände) in würdiger Ausstattung erschienen.

Es kommt uns eine alte Anekdote aus Händels Leben in den Sinn, wenn wir den Wert dieses Kellerschen Romans uns und andern gleichsam vorwägen wollen. Als Händel seinen „Messias" vor dem englischen Könige und seinem Hofe aufgeführt hatte, sagte der König dem Meister einige freundliche Worte über das Werk und schloß mit den Worten: „Sie haben mir viel Vergnügen gemacht." Darauf soll Händel den König groß und ernst angesehen und geantwortet haben: „Ich wollte Ihnen nicht Vergnügen machen, Sir, sondern ich wollte Sie bessern!" Wahrscheinlich sind zwar diese Worte niemals gesprochen worden, und die ganze Anekdote

ist wohl nichts anderes, als eine in die Gestalt eines Geschichtchens eingekleidete Würdigung des Händelschen Oratoriums. Aber wir führen die Anekdote hier an, weil sie treffend auch die Wirkung des Kellerschen Romans schildert.

Wer nur Vergnügen erwartet vom Dichter, der wird leicht in jedem andern guten Roman besser seine Rechnung finden als im „Grünen Heinrich". Nicht zwar, als ob es in diesem Roman an Handlung fehlte oder vollends an Charakteren, die unsere höchste Teilnahme gewinnen, an Gestalten voll feurigen Blutes, warmen Daseins, ausgeprägtester Lebenswahrheit — dieses alles ist vorhanden. Aber wie sich an einem großen Feste der Götter, an den Panathenäen oder in Olympia, alle die mannigfaltigen Einzelwesen, die in dem bunten Treiben auftauchen, im Dienste einer sie beherrschenden Gottheit bewegen und dem großen Zwecke des festlichen Ereignisses sich zur Verfügung halten, so sind in diesem Roman Begebenheiten, Menschen und Dinge der sittlichen Idee unterstellt, die alles durchdringt und beherrscht.

„Der grüne Heinrich" ist ein Buch der Weisheit und ein Buch der persönlichen Überzeugung, eine Bekenntnisschrift, ein Werk, wie es ein Schriftsteller nur einmal schreibt, um sich mit sich selbst und mit der Welt endgültig auseinanderzusetzen. Es ist ein Erziehungsroman, zwar nicht hauptsächlich davon handelnd, wie man die Jugend erziehen solle, vielmehr darstellend, wie ein junges Herz sich selbst erzieht, und wie es von der Welt erzogen wird. Dieses Buch enthält die Entwicklungsgeschichte eines großen Menschen; der dominierende Gedanke aber in dieser Entwicklungsgeschichte ist Wahrheit, Wahrheit gegen sich selbst und gegen andere als die einzige gesunde Lebensquelle. Und wenn vielleicht der Umstand, daß wir es hier mit einer Künstlergeschichte zu tun haben, manchen sollte schließen lassen, das Werk sei mehr nur für diejenigen Leute geschrieben, die selbst von Kunst und ähnlichen Dingen etwas verstehen, so liegt eben in dem genannten dominierenden Gedanken der absoluten Wahrheit das Moment, wodurch dieser Erziehroman für unser

ganzes Volk, für aufmerksame Leser aller Stände eine eminente Bedeutung gewinnt. Ja, die Beschäftigung, welche der junge Mensch, der uns in diesem Roman vorgeführt, wird sich erwählt hat — Zeichnen und Malen —, sie tritt meistens zurück vor der Wucht, mit der die großen, allgemein gültigen Entwicklungsgesetze der Jugend uns vorgetragen werden und vorgeführt in den beweglichsten Wechselfällen der Lebensgeschichte eines einzelnen und seiner Jugendgefährten.

* * *

Der Vergleich mit Goethes „Wilhelm Meister" wird den meisten Lesern von Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" von selbst sich aufdrängen. Die Parallele hat ihre Berechtigung insofern, als beide Bücher voll Lebensweisheit den Entwicklungsgang eines Menschen darstellen, das Reifwerden des Individuums an der Sonne des Lebens. Aber wie auf einer zweispurigen Bahn die parallelen Geleise Wagenzüge tragen, die in entgegengesetzter Richtung fahren, so ist auch in der Richtung, die diese beiden Romane einschlagen, eine Gegensätzlichkeit zu bemerken. Zwar wie Wilhelm Meister wird auch „Der grüne Heinrich" aus der Kunstsphäre zuletzt auf Betätigung im bürgerlichen Leben hingewiesen; während aber im „Wilhelm Meister" diese Betätigung das dilettantische Spiel eines Mannes ist, der alle Tage in seinen Projekten wechselt und unterschiedlos alles, was ihm augenblicklich Befriedigung gewährt, für bedeutend ansieht, wirft sich der Held des Kellerschen Romans mit freudiger Hingebung dem Vaterland an die Brust und sieht die höchste Erfüllung seines Lebens in dem Dienste des freien Volkes, dem er entsprossen. Und ein weiterer fundamentaler Unterschied besteht wohl auch darin, daß Wilhelm Meister in seinem Tun durchweg den mit kontemplativer geistiger Arbeit an sich selbst ausgefüllten Müßiggang der Besseren der vornehmen Klasse darstellt, während „Der grüne Heinrich" diese selbstgenügsame Ruhe nicht kennt, vielmehr mit flammender Seele seinen inneren Läuterungsprozeß unter vielfacher äußerlicher Be-

drängnis vollzieht, um's Brot arbeitet und von klein auf als das echte Kind aus dem Volke sich bewährt, das alle Dinge sehr ernst, sehr realistisch aufnimmt und gar wohl weiß, wie das Leben kein Spiel ist. Über „Wilhelm Meister" schwebt der Parfüm des aristokratisch-ästhetischen Behagens durch den Kellerschen Roman weht die scharfe Luft des öffentlichen Lebens einer Republik. Bei Goethe ist denn auch die Sprache eine ruhige; wie die Blutkügelchen uns sanft durch die Adern rollen, so perlt's glatt und schmeidig durch die jungen „Lehrjahre" und langsamer, dünner, aber ebenso rund durch die alten „Wanderjahre". Kellers Sprache im „Grünen Heinrich" ist dagegen eine oft unruhige, leidenschaftliche, und die stürmischen Worte treffen wie Hagelkörner oder gleichen Pfeilspitzen mit Widerhaken, an denen unsere Seele sich fängt, abarbeitet, und von denen sie nicht immer ohne Wunde loskommt. Auch Goethe belehrt, aber als ein sanfter ruhiger Priester, der es darauf ankommen läßt, ob der Leser die Belehrung in sich aufnehme. Bei Gottfried Keller tritt größerer Eifer hervor, bei ihm macht sich geltend, was wir schon oben sagten, jenes Händelsche: „Ich wollt' Euch nicht Vergnügen machen, Herr; ich wollt' Euch bessern".

* * *

Leser, die den Kellerschen Roman nur aus der alten Ausgabe vom Jahre 1854 kennen, werden alsobald die durchgreifenden Veränderungen inne werden, die der Dichter mit dem Werke vorgenommen. Am auffallendsten ist diese Veränderung in der sogenannten Ökonomie oder planmäßigen Anlage des Buches. Früher wurde man sofort im ersten Kapitel mit dem bereits in die Jünglingsjahre gelangten grünen Heinrich bekannt gemacht und begleitete denselben auf seine Ausfahrt in die Welt, nach der deutschen Kunst- und Malerstadt (München), wo er seine Studien beginnen wollte. Dort stund dann der Roman plötzlich still, und der Dichter führte uns in die früheste Kindheit seines Helden zurück, indem er eine vom grünen Heinrich selbst verfaßte

Lebensgeschichte einschob, die sich durch mehrere Bände des Werkes fortspann, bis endlich der Leser wieder die Gegenwart, d. h. den Zielpunkt erreicht hatte, in welchem diese zurückgreifende Jugendgeschichte die Erlebnisse des Helden in der deutschen Malerstadt unterbrochen hatte; von da an ging es wieder in der dritten Person der Redeweise weiter bis zu dem bekannten tragischen Schlusse, wie nämlich der grüne Heinrich nach seiner Rückkehr in die Heimat still wegstirbt.

Dies ist nun von Grund aus verändert worden. Der Roman hebt alsobald mit der frühesten Kindheit des Helden an und gibt sich sofort ehrlich als Ich-Roman, so daß der Held immer von sich als in der ersten Person spricht, was bei einer Dichtung von solcher Innerlichkeit sicherlich das Angemessenste, ja das allein Richtige ist. Der Leser erlangt durch diesen Anfang ab ovo eine Übersichtlichkeit, die, wie alles, was den Genuß eines Kunstwerkes erleichtert, sehr das Behagen vermehrt und der Seele die gleichmäßigere, nicht zu große Spannung gibt, wie sie ein derartiges Werk verlangt. Früher fühlte man sich unangenehm unterbrochen durch die Jugendgeschichte des Helden; der Jüngling interessierte uns so stark, daß wir nur ungern in seine Kinder- und Knabenzeit zurückgingen und demgemäß jene an sich herrliche Vorgeschichte rascher, als sie es verdiente, abtaten, um nur bald wieder bei dem jungen Manne anzulangen und zu erfahren, wie es ihm nun ergehen werde in der Fremde. Es ist uns allerdings bekannt, daß schon die alten Ästhetiker, z. B. Horaz in seiner ars poetica, eine künstlichere Ineinanderschachtelung der Begebenheiten sehr empfohlen und vor dem einfach chronologisch sich abwickelnden Knäuel der Handlung sehr gewarnt haben, und gewiß ist, daß z. B. die Odyssee durch den prachtvollen stillestehenden Mittelpuukt der Phäakeninsel, von wo aus die bereits vollbrachten Abenteuer des Helden erzählend nachgeholt werden, eine ihrer schönsten Zierden erlangt hat. Aber in einem Roman, der die Entwicklung eines reifenden Menschengeistes schildert,

ist denn doch der natürliche chronologische Verlauf der von selbst gegebene vernünftige, indem ja hier jede spätere Stufe die frühere zu ihrer notwendigen Voraussetzung hat; diese Änderung bewährt sich somit als eine große Verbesserung des Werkes.

Eine weitere tiefgreifende Änderung betrifft den Schluß. Wie oben angedeutet worden, schloß die alte Ausgabe mit dem Tode des armen jungen Mannes, wodurch im Leser das peinliche Gefühl entstund, all sein Ringen, ein tüchtiger und guter Mensch zu werden, sei also vergeblich gewesen; ja man könnte sogar in den Irrtum verfallen, zu glauben, der Dichter selbst habe uns andeuten wollen, sein Held habe sich ganz auf dem Holzwege befunden mit seinen Ideen. Dieser frühzeitige Tod ließ auf den grünen Heinrich und sein Streben ein bedenkliches Licht fallen. Also das, wonach dieser junge Mann in seinem heißen Herzen gerungen, war ein Phantom, und ein Mensch, der so denkt wie der grüne Heinrich, tut gut, so bald als möglich aus der Welt fortzuspazieren. Gewiß wollte der Dichter schon in der ersten Ausgabe dies keineswegs zu verstehen geben. Die Erziehungsgeschichte, die er bloß beabsichtigte, war eben mit der Rückkehr seines Helden zu Ende; das Buch sollte seinen Abschluß bekommen. Da nun ohehin dem Helden zuletzt tief Trauriges zugestoßen war — der Tod seiner in letzter Zeit vernachlässigten Mutter, anderer Niederlagen und gescheiterter Hoffnung nicht zu denken —, so war ein Wegsterben des aus der Fremde heimgekehrten Jünglings keine unwahrscheinliche Lösung. Vielleicht kam hinzu noch beim Dichter die pessimistische Erwägung, wie ja in der Tat die brutale Natur sich nicht kümmert um die feine Arbeit, die ein Mensch, der mitten aus seiner Laufbahn gerissen wird, an seine Seele gewandt hat. Und so viel ist gewiß, daß die Lebenserfahrungen wohl jedes Menschen Beispiele genug vorrätig hat, die einen derartigen traurigen Ausgang wie jenes frühzeitige Ende des grünen Heinrich rechtfertigen. Aber es besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen dem, was Natur und Schicksal einer-

seits im Menschenleben ausüben, und dem, was ein Dichter in einem freigeschaffenen Werke sich gestattet. Die Handlungen jener brutalen Gewalten, mögen sie auch Mißhandlungen edler oder unedler Personen in sich schließen, werden wohl nur von wenigen heutzutage noch als absichtliche, gleichsam persönliche Taten angesehen werden; es geschehen fortwährend so zahlreiche gänzlich unsinnige Unglücksfälle und werden durch die Zeitungen registriert, daß man darauf verzichtet, dieselben in ein System zu bringen und in ihnen eine Art Logik nachzuweisen. Wenn aber ein Dichter sein Werk mit dem Tode einer Person abschließt, die er doch, wenn er nur wollte, könnte leben lassen, so wird solchem Verfahren mit Recht eine Absichtlichkeit und der Wert einer symbolischen Handlung zugeschrieben. Darum ist es nun eine große Verbesserung des Kellerschen Romans, daß der Held in der neuen Ausgabe nicht stirbt, sondern sich in die Verhältnisse hineinfindet und in den Staatsdienst seiner Heimat tritt als ein in Gemeinschaft mit andern wirkender. Wie ihm alsdann nach so manchem Traurigen, das er erlebt hat, durch die gleich ihm geläuterte schöne Judith dieses Wirken in der Heimat versüßt wird, das ist in diesem Schlusse eine besondere Schönheit der rührenden Art, wie ein unerwartetes Abendrot nach trübem Regentage.

Wenn von weiteren Veränderungen hier die Rede sein soll, so ist namentlich zweier neu hinzugefügter Geschichten zu gedenken, die der alte „grüne Heinrich" nicht hatte, die eine, zu einer Art selbständiger Novelle ausgebaut, ist eine Geschichte vom Zwiehahn, einem Menschen, dessen Schädel der Kunstjünger auf seinen Wanderzügen als Studienobjekt mit sich herumführt; sie zeigt uns dieselbe Meisterhand, die wir aus der Novellensammlung „Das Sinngedicht" kennen. Die andere Geschichte, etwas tiefer eingreifend in das Leben des Helden selbst, ist die Erzählung von der an einem kurzen Abende sich abspielenden Liebschaft mit dem armen, aber zierlichen Nähtermädchen Hulda. Sie fällt in jene Schmalkostage, als der junge Künstler, um nur sein Leben kärglich

zu fristen, einige Wochen lang für ein bevorstehendes königliches Vermählungsfest Fahnenstangen angestrichen hatte. Am Festabend endlich setzt er sich zufällig an ein Tischchen, an dem mit ihren Burschen die Nähterinnen Platz genommen haben, die in demselben Fahnengeschäft arbeiteten, wo er selbst sich betätigt hatte. Sie halten ihn daher ganz für ihresgleichen, und bald stellt sich eine Vertraulichkeit her, die dem grünen Heinrich unverhoffte Einblicke gewährt in die „Hörselberge", die das arme Völklein „unter sich eingerichtet und von denen der prächtigste Ritter keine Vorstellung hat". Diese ganze Geschichte von dem Blümchen Liebe, das aus der harten Scholle der Arbeit sein mutiges Köpfchen emporhebt, ist eine der meisterhaftesten Schilderungen, die jemals ein Sittendichter geschrieben. So in die Tiefen des Volkslebens zu tauchen und bei aller Wahrheit und Treue in der Wiedergabe des hier Geschauten doch aus diesen Tiefen goldene Schätze unverwüstlicher Schönheit zu heben, dabei nicht kleben zu bleiben wie Zola und andere an dem Schmutz, sondern mit reinen Fittigen wieder emporzusteigen, das wird dem Züricher Novellendichter so leicht kein anderer mehr nachmachen.

Eine einzige Änderung hat uns mißfallen. Im alten „grünen Heinrich" wie im neuen wirft sich einmal der auf der Heimkehr Befindliche zum Beschützer eines armen alten Weibes auf, das beim Holzlesen vom Forstwart roh am Ohre gezerrt und mißhandelt wird. In der alten Ausgabe schlug der grüne Heinrich unbedenklich und mannhaft drein mit seinem kleinen Felleisen, da ihm eine andere Waffe nicht zur Hand war; in der neuen Ausgabe führt er mit dem Totenschädel, den er bei sich hat, eine Art Theatercoup auf, indem er diesen Schädel plötzlich aus dem Busche dem Forstwart entgegenstreckt und dazu drohende Worte ruft, als spräche der Totenschädel. Vermutlich hat der Dichter die frühere Darstellung fallen lassen, da ihm der Erfolg eines solchen Angriffes gegenüber einem bewaffneten Forstwart zu unwahrscheinlich vorkommen mochte. Aber dies wäre ein zu weit

getriebenes realistisches Bedenken, da wir aus Erfahrung vielmehr wissen, wie manchmal ein gesunder Zorn auch einem Schwächeren die Kraft verleiht, über einen Stärkeren, der sich im Unrecht befindet, und der obendrein durch unsern plötzlichen Angriff verblüfft ist, den Sieg im Handgemenge davonzutragen. Ungern vermissen wir jenes frische Dreinschlagen mit dem Bündel zusammengerollter Wäsche und können in der Totenschädelgeschichte, die im Hinblick auf Heinrichs sonstiges Wesen zu sehr studiert und präpariert erscheint, den Ersatz für jenen stürmischen Angriff und Sieg der guten Sache nicht erblicken. Dies ist aber auch die einzige Ausstellung, die wir hinsichtlich der Änderungen anzubringen haben, und sie ist, wie wir selbst zugeben, geringfügig. Dagegen wäre noch von vielen Stellen zu sprechen, wo der Dichter oft durch wenige hinzufügende oder ausmerzende Striche große Verbesserungen angebracht hat, so besonders in dem schönen Abenteuer im Grafenschlosse, wo nun Dortchen Schönfund als eine würdige Schwester der so überaus sympathischen Lux (aus Kellers „Sinngedicht") erscheint. Solche fein von innen heraus geschaffene und doch in den Umrissen sicher und bestimmt gezeichnete, vielmehr plastisch modellierte Frauengestalten, wie sie Keller hinstellt, hat überhaupt bis jetzt kein anderer schweizerischer Autor zustande gebracht und seit Goethe auch kein neuerer deutscher Autor. Letzteres ist um so wunderbarer, als die demokratischen gesellschaftlichen Lebensformen im ganzen der Herausbildung selbständiger bedeutender Frauenwesen nicht günstig ist, der schweizerische Dichter also gewiß nur selten in die glückliche Lage kommt, solche Typen in der ihn umgebenden Wirklichkeit schon vorgebildet zu finden. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß in unserm Patriziat, wo bekanntlich die Mädchen keine öffentlichen Schulen besuchen, sondern im Hause gehalten werden und häufig auf einsamen Landhäusern einen beträchtlichen Teil ihrer Jugendzeit zubringen, noch derartige originelle weibliche Typen sich vorfinden; gewiß aber ist anzunehmen, unser großer schweizerischer Dichter habe ohne

Zuhilfenahme solcher Modelle, die man ja nicht wie ein Maler ins Atelier zu sich bescheiden kann, aus der Intuition seiner Phantasie diese zart und wundersam gearteten Frauengeschöpfe geschaffen, ähnlich wie Schiller, der niemals die Schweiz gesehen, in seinem „Tell" das vollendetste Gemälde schweizerischer Alpennatur uns geschenkt hat.

Wir haben bereits erwähnt, daß Gottfried Kellers Roman ein Buch der Lebensweisheit ist. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die auch gewiß einmal von jemand wird an die Hand genommen werden, die tiefsinnigen Aussprüche des Dichters über Religion, Erziehung, bürgerliches Leben (speziell schweizerische Demokratie), über Kunst und Wissenschaft und endlich über alle möglichen sozialen Beziehungen des Menschen zum Menschen in einem besonderen Büchlein zusammenzustellen. Mancher würde dann erst erkennen, welchen Schatz wir am „Grünen Heinrich" besitzen. Jeder schweizerische Staatsmann sollte dieses Buch gelesen haben, z. B. was im letzten (vierten) Bande über den Wert der demokratischen Mehrheit und dann wieder über die Grenze dieses Wertes vorgebracht wird; in unseren Referendumstagen könnte da mancher Politiker den Stoff zu den schönsten Leitartikeln finden, und manches Wort wäre würdig, im Saale unserer Bundesversammlung das Echo zu wecken. Was bei diesen den Objekten nach vielartigen Weisheitsaussprüchen des Dichters dem Leser besonders Vertrauen einflößt, das ist die feste, abgeschlossene und abgerundete Weltanschauung, aus der diese Worte alle der Ausfluß sind. Es ist bei Gottfried Keller nichts Schwankendes, einander Widersprechendes in den Ansichten zu bemerken; man steht bei ihm auf der sicheren Basis einer wundervollen Einheit des persönlich individuellen Charakters des Mannes mit seiner Erkenntnis und Einsicht in alle Dinge.

Man könnte daher ganz gut ein Buch schreiben über Kellers „Pädagogik"; gerade auf diesem Gebiete, dem der Dichter große Aufmerksamkeit schenkt, sind überall große bestimmende Gedanken bemerkbar, aus denen am Ende auch

der Leser, wenn er diese Gedanken einmal erfaßt hat, die weiteren Ansprüche über Erziehung deduzieren könnte. Einer dieser Hauptgedanken ist die Erkenntnis von dem immanenten Wesen oder der Kontinuierlichkeit der Menschennatur, so nämlich, daß Keller keinen großen Unterschied statuiert zwischen der schuftigen Tat eines Buben oder eines erwachsenen Mannes, wenigstens soweit aus einer solchen Tat die innerste Anlage der Seele des Betreffenden soll beurteilt werden. Darum werden denn auch gewisse Knabengeschichten, z. B. die vom „Meyerlein", einem habsüchtigen, auf praktische Erfolge bedachten, frühzeitig Wucher treibenden Bürschlein, mit einer gewissen Tragik erzählt. Ferner ist von großer erzieherischer Wirkung die unerbittliche selbstrichterliche Wahrheitsliebe, mit der der grüne Heinrich über seine Fehler zu Gericht sitzt, z. B. über die Schurkerei eines wohlberechneten Briefes, der die Wirkung haben sollte, von einem Schuldner Geld einzutreiben und diese Wirkung nur zu gut dadurch erreichte, daß der Brief dem betreffenden Menschen sozusagen auf den Leib geschrieben war und sicherer zum Ziel führen mußte, als ein Griff an die Kehle oder eine auf die Brust des Schuldners gesetzte Pistole. Das Unrecht, das zuweilen im Geltendmachen eines durch die Umstände erlangten geistigen oder moralischen Übergewichtes besteht, wird in dieser Begebenheit dem Leser auf erschütternde Weise zu Gemüte geführt.

Was die Religion betrifft, so kann der „Grüne Heinrich" wohl als einer der religiösesten Romane insofern angesehen werden, als der Gottesglaube kaum in irgendeinem derartigen Werke, das wir kennen, so oft und so ernsthaft diskutiert wird wie hier. Die Idee, daß ein Gott sei, beschäftigt den Knaben von den ersten Jahren an, da seine Seele die umgebende Welt durch die stillen und großen Augen einatmet. Wie anfänglich das Kind den abends die letzten Sonnenstrahlen auf sich sammelnden goldenen Göckelhahn auf dem Kirchturm für Gott ansah, nachher in einem Bilderbuche einem prächtigen Königstiger eine Zeitlang diese

Ehre antat, so behält der grüne Heinrich auch später ein inniges Gefühl der Gottesnähe und sieht sich gezwungen, immer wieder alle Erlebnisse seiner Jugendjahre auf das höchste Wesen zurückzubeziehen, bis endlich, nachdem auch die bitteren Lehrjahre der Not in der großen fremden Hauptstadt den Jüngling von einem fast kindischen Gottesbegriff nicht haben frei machen können, die letzte seiner Frauenbekanntschaften — Dortchen Schönfund im Grafenschlosse — durch ihren, man möchte fast sagen, gottseligen Atheismus eine tiefe Wandlung in dem jungen Manne bewirkt, so daß er den Gott, der die weltlichen Dinge regiert, definitiv beiseitelegt, ohne doch seine wahre Herzensfrömmigkeit damit aufzugeben.

Kirchentum und Geistlichkeit kommen in diesem Roman schlecht weg, und wir müssen gestehen, daß wir uns wundern, wie die im ganzen ziemlich streitbare schweizerische Geistlichkeit unseres Wissens noch niemals Veranlassung genommen, dieses Buch auf den Index zu setzen. Kennt sie es vielleicht nicht? Hält die Größe des Mannes sie im Bann? Oder — was wir zu ihrer Ehre annehmen wollen — fühlt sie vielleicht die tiefe Religiosität heraus, die sich hinter diesem offenen Kampfe gegen unser Kirchentum verbirgt? Es ist immerhin der Mühe wert, auf gewisse Kapitel hinzuweisen, wahrhaftig nicht, um unseren lieben gefeierten Dichter den Pfaffen zu denunzieren, wohl aber, um vor allem Volke zu zeigen, welche großen freien Ansichten der erste der schweizerischen Dichter in seinem Hauptwerke versicht.

Nehmen wir, was über den Konfirmationsunterricht gesagt wird, den der grüne Heinrich bei einem strenggläubigen Geistlichen in Empfang nahm (2. Band, S. 163): „Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden teils sich begeben, teils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden, ein Buch der Sage, das wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserfordernis, als die erste Bedingung, Bürger zu sein, Wort für Wort durchgesprochen

und der Glaube daran auf das genaueste reguliert. Die wunderbarsten Ausgeburten menschlicher Phantasie, bald heiter und reizend, bald finster, brennend und blutig, aber immer durch den Duft einer entlegenen Ferne gleichmäßig umschleiert, mußten als das gegenwärtigste und festeste Fundament unseres ganzen Daseins angesehen werden und wurden uns nun zum letzten Male und ohne allen Spaß bestimmt erklärt und erläutert, zu dem Zwecke, im Sinne jener Phantasien ein wenig Wein und ein wenig Brot am richtigsten genießen zu können."

Über den Begriff der Sündhaftigkeit heißt es weiter:

„Das erste, was uns der Lehrer als christliches Erfordernis bezeichnete, und worauf er eine weitläufige Wissenschaft gründete, war das Erkennen und Bekennen der Sündhaftigkeit. Nun war die Aufrichtigkeit gegen sich selbst, die Kenntnis der eigenen Fehler und Untugenden mir keineswegs fremd, das Andenken an die kindlichen Übeltaten und moralischen Schulabenteuer noch so frisch, daß ich auf dem Grunde meines Bewußtseins sogar deutlich ein angehendes Sünderlein herumgehen sah, welches mir demütige Reue verursachte. Dennoch wollte mir das Wort nicht gefallen; es hatte einen zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widerlich technischen Geruch wie von einer Leimsiederei oder von dem säuerlich verdorbenen Schlichtebrei eines Leinewebers. Daß die göttliche Manipulation mit dem Sündenfall in dem muffigen Wesen fortmüffele, kam mir damals nicht recht zum Verständnis, weil uns die letzten Feinheiten der theologischen Gemütlichkeit noch nicht zugänglich waren."

Über den Glauben lesen wir gleich auf dem folgenden Blatte:

„Wenn Gott eine Welt geschaffen und mit denkenden Wesen bevölkert hätte, darauf sich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, das geschaffene Geschlecht aber in Elend und Sünde verkommen lassen, hierauf einzelnen Menschen auf außerordentliche und wunderbare Weise sich offenbart, auch einen Erlöser gesendet unter Umständen,

welche nachher mit dem Verstande nicht mehr begriffen werden konnten, von dem Glauben daran aber die Rettung und Glückseligkeit aller Kreatur abhängig gemacht hätte, alles dieses nur, um das Vergnügen zu genießen, daß an ihn geglaubt würde, er, der seiner doch ziemlich sicher sein dürfte, so würde diese ganze Prozedur eine gemachte Komödie sein, welche für mich dem Dasein Gottes, der Welt und meiner selbst alles Tröstliche und Erfreuliche benähme. Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich das Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammeslaune! Wenn ich des Daseins Gottes und seiner Vorsehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt ist dies Gefühl von dem, was man Glaube nennt! Wie sicher weiß ich, daß die Vorsehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel, der seinen Gang tut, ob ich nach ihm sehe oder nicht nach ihm sehe."

Das bedeutendste Wort über das Verhältnis des religiösen Lebens zum allgemein Menschlichen finden wir im vierten Bande, da, wo der Graf einmal den jungen Künstler mit folgenden Worten apostrophiert:

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie an den lieben Gott glauben oder nicht! Denn ich halte Sie für einen Menschen, bei welchem es nicht darauf ankommt, ob er den Grund seines Daseins und Bewußtseins außer sich oder in sich verlegt, und wenn dem nicht so wäre, wenn ich denken müßte, Sie wären ein anderer mit Gott, und ein anderer ohne Gott, so würde ich nicht das Vertrauen zu Ihnen hegen, das ich wirklich empfinde. Dies ist es auch, was diese Zeiten zu vollbringen und herbeizuführen haben; nämlich vollkommene Sicherheit von Recht und Ehre bei jedem Glauben und jeder Anschauung, und zwar nicht nur im Staatsgesetz, sondern auch im persönlichen vertraulichen Verhalten der Menschen zueinander. Es handelt sich nicht um Atheismus und Freigeisterei, um Frivolität, Zweifelsucht und Weltschmerz, und welche Spitznamen man alles er-

funden hat für kränkliche Dinge! Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüt, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen. Übrigens geht der Mensch in die Schule alle Tage, und keiner vermag mit Sicherheit vorauszusagen, was er am Abend seines Lebens glauben werde. Darum wollen wir die unbedingte Freiheit des Gewissens nach allen Seiten. Aber dahin muß die Welt gelangen, daß sie mit eben der guten Ruhe, mit welcher sie ein unbekanntes Naturgesetz, einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Vorgänge und Ergebnisse des geistigen Lebens hinnimmt und betrachtet, auf alles gefaßt und stets sich selbst gleich, als eine Menschheit, die in der Sonne steht und sagt: Sieh, hier steh' ich."

Sind das nicht Aussprüche, des größten Weisen würdig, goldene Worte, die man auswendig lernen sollte? Und auf eines sei dabei noch besonders hingewiesen: Diese Worte wenden sich nicht bloß gegen diejenigen, die aus dem Glauben das eigentliche Lebensprinzip für die Menschen machen wollen, sondern sind ebensosehr ein Palladium gegen jene Unsinnigen, die ihrerseits den Atheismus zum Dogma erheben und mit dem fanatischen Feldgeschrei von der Abschaffung des Gottesglaubens eine Veränderung der sozialen Welteinrichtung herbeiführen möchten. Man vergleiche in dieser Hinsicht die wütenden Reden gewisser Sozialdemokraten, wie Most neulich in New York eine solche hielt (s. „Bund" vom 5. Januar unter Rubrik „Ausland"). Diese Leute, die aus dem Atheismus einen Hebel machen, um die Weltordnung womöglich umzuwälzen, sind Pfaffen im blutroten Rocke und so schlimm wie die schwarzen. Die vernünftigen Leute sind in die Mitte gestellt, und ihre Aufgabe ist es, dahin zu wirken, dem Glaubens- oder Unglaubensbekenntnis so wenig Einfluß auf alle Dinge des gesellschaftlichen Daseins zu gestatten, als ob es sich um das Bekenntnis, man sei Raucher oder Nichtraucher, handelte, ja, noch geringeren Einfluß; denn es gibt besondere Coupees für

Nichtraucher. Eben weil uns diese Aufgabe der vernünftigen Leute als eine wichtige erscheint, haben wir uns hier etwas lange bei den auf derartiges bezüglichen Aussprüchen des verehrten Dichters aufgehalten, fast so, als ob sein Buch ein religionsphilosophisches und nicht ein Roman wäre.

Nun aber treten wieder alle die Gestalten der Dichtung in schönem Zuge vor unser Auge: die arme kleine Meret, die fremde Schauspielerin, die holde Anna in ihrem Totensärglein mit dem eingesetzten Fensterchen, das vollerblühte Weib Judith, die wohlgemuten, fest in ihren Schuhen stehenden Landleute, das rege nervöse Künstlervölklein der fremden Residenz, der nordische Maler Erikson, ehrlich und gutmütig wie ein großer Neufundländerhund, der vornehme Lys, die verlassene und wieder zu Ehren gezogene Agnes, all der Mummenschanz mit seiner Lust und seinem Leid, dann die nächtlich im Traum an die Heimat mahnenden Besucher, zuletzt die treue Mutter, die den spät Heimgekehrten mit brechendem Auge noch erkennt — welch eine Fülle! —, und wir haben nicht den dritten Teil der wichtigen Personen genannt, mit denen der Knabe und später der Jüngling ein gutes Stück seines Lebensweges gemeinsam wandert. Ja, es ist und bleibt dabei: Gottfried Kellers Roman „Der grüne Heinrich" ist die wertvollste Gabe, die jemals ein schweizerischer Dichter seinem Volke geschenkt hat, und an uns, d. h. an den Volksgenossen des Dichters, ist es, die Schätze dieses Werkes zu heben, sie uns selbst zu eigen zu machen und dafür zu sorgen, daß ein Lichtschein dieser Juwelen auch den Letzten und Ärmsten im Volke einmal wenigstens erlabe.

III.

Der Schweizer Roman „Martin Salander" von Gottfried Keller.

(Buchausgabe bei Wilhelm Hertz, Berlin, 1886.)

Eine literarische Berichterstattung von J. V. W.

(Nr. 347/348 des „Bund" 1886.)

Was wir im Lauf des Frühjahrs und des Sommers bis in den Herbst hinein bruchstückweise zu lesen bekamen, gemäß der periodischen Veröffentlichung jener deutschen Monatsschrift, der die Ehre zuteil geworden, den „Martin Salander" von Gottfried Keller zuerst zu bringen, — jetzt liegt es als ein schöner stattlicher Band von 450 Seiten vor uns und will am winterlichen Ofen als Ganzes in Ruhe und mit dem Behagen erlangter Übersicht und gestillter Neugier ein zweites Mal genossen werden.

Jenes zerstückelte Erscheinen hat dem Ruf des Werkes geschadet. Eine so einheitliche Schöpfung, in welcher vom Anfang bis zum Schlusse alle Motive wie in einem polyphonen kunstvollen Musikstücke der alten Meister fest neben- und ineinander gearbeitet und gefügt sind, konnte, auseinandergerissen in Monatsportionen, bei denen man weder Anfang noch Ende solcher fortlaufender Themata gehörig zu überschauen und zu würdigen verstand, nur einen Teil der vollen Wirkung erreichen. Und da nun das Durchschnittspublikum sehr aufgelegt ist, wenn es sich nicht durch leicht in die Augen fallende Vorzüge zur Bewunderung hingerissen fühlt, sofort in der Richtung von Geringschätzung zu demonstrieren, da außerdem auch selbst feineren Naturen der Zug doch innewohnt, mit Vergnügen einen Großen gelegentlich kleiner zu sehen, als zu erwarten war, gab es ziemlich viele voreilige Stimmen, welche mit der Meinung herausrückten, diesmal habe der große Dichter sich vergriffen und etwas weniger Bedeutendes zutage gefördert, als seine bisherigen Werke sind.

Dies ist ein Irrtum, auf den wir nicht zu sehr schelten wollen, weil wir uns selbst auf Anwandlungen zu diesem Irrtum ertappten. Eigentlich zwar sollten wir gerade deshalb doppelt und dreifach darauf schelten und uns selbst zurufen: „Kleingläubiger! Wenn dir's einmal vorkommt, ein großer Meister irre, warum nicht zuerst bei dir die Irrung suchen? Warum urteilen, bevor du alles überschauen und begreifen kannst? Ist nicht hundert gegen eins zu wetten, daß das Werk eines Meisters desto bedeutender sei, je mehr es im Anfang frappiert? Ja, sollte nicht eine gewisse Kälte, mit der die Leute es aufzunehmen scheinen, dir im Gegenteil den Glauben erhöhen, es werde in ganz besonderer Weise über das gemeine Maß sich erheben?"

Nun, lassen wir die Selbstanklage und die Anklage anderer; denn uns kommt vor, sie seien gegenstandslos geworden, seitdem jetzt die Buchausgabe vorliegt, welche allen denkenden Lesern die eigentümliche Größe gerade dieses Werkes unseres schweizerischen Dichters offenbaren muß.

Zwei Romane hat Gottfried Keller geschrieben: „Der grüne Heinrich" und „Martin Salander". Jener erste war, wie Goethes „Wilhelm Meister", dem er oft verglichen wurde, der Roman des individuellen Lebens des Einzelmenschen, und zwar nicht des Durchschnitts-Einzelmenschen, sondern eines absonderlich gearteten Künstlers, der uns in seiner ganzen ausnahmsweisen Entwicklung vom Kinde zum Manne vorgeführt wurde.

Dieser neue Roman ist der Roman des schweizerischen Volkes. Nicht der Entwicklung einer Einzelseele, sondern der Entwicklung der Volksseele in unserm Lande ist er gewidmet. Gewiß! Auch „Der grüne Heinrich" wurzelt wesentlich in der Landeskraft, und auf großen Strecken dieser früheren herrlichen Dichtung rührt und tummelt sich bei Arbeit und bei Festlichkeit das Schweizervolk der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Immer aber bleibt die eine merkwürdig geartete Individualität in einsamer Höhe die Hauptgestalt dieses ersten Romans.

Im neuen Roman ist das Volksleben, und zwar das Volksleben unserer Gegenwart, nicht eine Zutat, sondern der eigentliche Inhalt. Martin Salander, sein Sohn Arnold und alle die andern Gestalten, die Guten wie die Bösen, sie sind bei allem individuellen Leben und der scharfen Charakteristik, die ihnen zuteil geworden, doch vor allem Symbole und Typen unseres Volkes und unserer Zeit, letzteres mit gewissen Unterschieden, so daß zum Beispiel der mit großer Liebe gezeichnete Arnold Salander die junge Generation vorstellt, welche noch tiefer in das nächste Jahrhundert hineinzuragen bestimmt ist, während der Vater Salander die Guten und Tüchtigen ungefähr aus jener Jahrgängerschaft repräsentiert, in deren Jünglingsalter der Sonderbundskrieg fiel.

In dieser Beziehung stehen wir nicht an, den neuen Roman Kellers als eine Art Volksepos der Gegenwart, und zwar als ein durch und durch schweizerisches Volksepos, zu bezeichnen.

Daß die Nation sich in einer solchen Dichtung finde, das wird als ein charakteristisches Haupterfordernis vom Volksepos verlangt. Nun könnte sich unser schweizerisches Volk der Gegenwart nicht wohl in irgendeinem Werke so wiederfinden mit allen seinen guten und mit allen seinen schlechten Eigenschaften, wie dies in diesem Roman der Fall ist. Was unser Leben erfüllt: die Gesetzgeberei, die politischen Abstimmungen, die Feste, der Patriotismus, echter und nachgemachter, das Wirtshausleben, die Volksschule, die Behörden, die Gerichte, die ungetreuen Beamten, die Schwindelperiode mit ihren Typen, der angesehene, weitgreifende überseeische Handel der Schweiz, das blühende Gewerbeleben, die angestammte Einfachheit mancher Volksklassen, der frivole Luxus von Ausbeutern, die Schlichtheit brav gebliebener stiller Leute, auch der Genuß der landschaftlichen Schönheit der Heimat — kurz alles, alles, was uns umgibt, und was wir täglich zu Freud und Leid erfahren, woran wir mitarbeiten, was wir nur ungenügend hemmen, was wir zu verbessern hätten — es lebt und webt und bewegt sich in

dieser Dichtung mit wunderbarem Reichtum an Gestalten und Gewalten und Charakteren und mit einer Menge ergötzender oder betrübender abwechslungsvoller Begebenheiten, aus denen die Handlung sich aufbaut.

Das wollen wir gelten lassen, daß diese Handlung nicht immer eine so spannende ist, wie man sie in Romanen zu suchen pflegt. Aber das hängt mit der ganzen diesmaligen Aufgabe des Dichters zusammen. An einer guten Normalfamilie, deren wechselnde Schicksale wir mit Anteil begleiten, soll uns die Entwicklung des ganzen Volkes in einem Zeitraum mehrerer Dezennien vorgeführt werden. Bei dieser eminent realistischen Unternehmung war es geradezu geboten, daß der an Phantasie sonst bis ins Märchenhafte überquellende Dichter diese Kraft diesmal zurückhalte und nur solche Begebenheiten und Wandelungen eintreten lasse, welche den Phasen entsprachen, in denen gleichzeitig die ganze Volksseele sich tatsächlich entwickelte. Ein gewisses keusches Ansichhalten in dieser Beziehung gibt dem Roman das Gepräge der Wirklichkeit, in welcher ja auch nicht alle Tage die größten Ereignisse zum Durchbruche kommen. Übrigens fehlt es weder an überraschenden Peripetien noch an niederschmetternden Katastrophen. Und ganze Lustspiele in nuce stecken zu Dutzenden in diesem Roman. Wir können hier dergleichen nicht zu erzählen unternehmen, sonst würden wir zuerst jener köstlichen Gartenszene der beiden Salanderschen Töchter mit den Zwillingsbrüdern gedenken und dann der drastischen Schilderung des Besuchs der Eltern Salander bei den nichtsnutzigen Schwiegersöhnen, nicht zu vergessen die zur treffendsten Satire auf unser politisches Treiben erhöhte Farce der großen Doppelhochzeit.

Trotz heiteren Intermezzi ist jedoch die Grundstimmung des Romans tiefer Ernst. Denn wenn der Dichter, der das Lied gesungen:

„O! mein Heimatland, o! mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich" —

sich die Aufgabe setzte, die innere Geschichte der letzten Jahrzehnte seines Volkes bis zur Gegenwart in einem Roman darzustellen, so konnte dergleichen nicht bloß ein gefälliges Phantasiespiel werden. Das Auge der Liebe ist immer auch das Auge der Sorge und die Sorge macht scharfsichtig.

Der selbst aus der einfachen Landbevölkerung hervorgegangene Dichter, der sein Leben immer im engsten Verkehr mit seinen Mitbürgern zubrachte und lange Zeit hindurch eine Staatsstelle bekleidete, die ihm den tiefsten Einblick in alle Verhältnisse des sozialen Lebens der Heimat sehr erleichterte, — er hat als einen Hauptschaden der Volksseele eine gewisse unberechtigte Selbstzufriedenheit entdeckt, eine Selbstzufriedenheit, welche anzunehmen scheint, die bloßen republikanischen Formen allein seien schon ausreichend genug, der Schweiz einen höheren Rang und gedeihlichere Wohlfahrt als andern Völkern für alle Zukunft sicherzustellen. Daß hierin eine schwere Täuschung liege, das wollte der Dichter einmal in gewichtiger Weise, sozusagen monumental, zum Ausdrucke bringen. Diesem patriotischen Antrieb dankt wohl der Roman „Martin Salander" überhaupt seine Entstehung. „Ich glaube, es würde vieles erträglicher," — so lesen wir auf Seite 430 — „wenn man weniger selbstzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbstbewunderung verwechselte!" — Und an anderer Stelle heißt es: „daß die Übel der Zeit nicht an den Grenzen der Republik stehenbleiben". Nicht die Verfassungsformen allein entscheiden über Wohl und Wehe einer Nation, sondern die Beschaffenheit der Menschen, welche die Formen ausfüllen sollten mit Rechtlichkeit und in aller Treue; sie ist das Entscheidende.

Nun hat in der Schweiz wie anderwärts die materiell genußsüchtige Richtung der Zeit erschreckend viele Vertrauenspersonen zu Falle gebracht. Furchtbar drastisch ist demgemäß die Schilderung in Gottfried Kellers Roman, wie Woche für Woche jeden Tag die Zeitungen die Flucht eines Kassiers, eines Aktienchefs, den Selbstmord eines Waisenvermögens-

verwalters, eines ungetreuen Gemeindefaktotums und die Verhaftung zahlloser Beamter melden, die durch heimliches Börsenspiel oder durch andere pflichtvergessene Handlungen die ihnen anvertrauten Gelder durchgebracht haben. Jeden Morgen rufen die Männer beim Frühschoppen einander zu: „Sie haben wieder einen! Wieder einen!" Und ein Herr, der beim Barbier sitzt, sieht während eines einzigen Bartscherens durch das Parterrefenster der Bude nicht weniger als vier gute Bekannte vorübergehen, von denen jeder zurzeit einen Anverwandten im Zuchthause sitzen hat. Was aber fast noch bedrohlicher erscheint für die Volkswohlfahrt, als die große Zahl dieser Verbrechen an fremdem Gelde, das ist die Elastizität, mit der das öffentliche Gewissen dergleichen aufnimmt, und, Hand in Hand hiemit, eine eigentümliche Gewandtheit vieler schwindelhafter Geister, die Unterschiede von gut und schlecht elegant zu verwirren durch Spiegelfechterei auf der Kanzel, in der Schule, im Gerichtssaale, in den Zeitungen, kurz überall, wo der Zeitgeist Gelegenheit findet, sich kundzugeben. Ein wackerer Obmann der Geschwornen faßt solche Eindrücke in folgende bündige Erklärung: „Mir war schon öfter in neuerer Zeit zumute, wie wenn der Geist eines hysterischen alten Weibsbildes in unserm Lande herumführe, wie der Böse im Buch Hiob." (Seite 409.)

Die Wucht dieses Keulenschlages auf die Untreue und den Schlendrian der Beamten und auf mangelndes Pflichtgefühl in einem großen Teile des Volkes hat der Dichter dadurch etwas abgeschwächt, daß er an mehreren Orten zu verstehen gibt, es sei bei uns wie überall und überall wie bei uns. Wir können hier nicht umhin, zu opponieren. Es mag anderwärts — man sagt, in Italien und jedenfalls in Rußland — mit der Untreue der Beamten noch viel schlimmer stehen als bei uns, aber es steht anderwärts auch viel besser als bei uns, vorab in Preußen. Liegt es überhaupt im strammen rechtlichen Volkscharakter der Norddeutschen, ist es eine Folge der unsagbar schweren Notwehrverhältnisse, in denen sich

Preußen seit Friedrich dem Großen und in den schweren Kämpfen gegen den ersten Napoleon befand, eine Folge vielleicht auch des idealen Aufschwunges, den dieses Volk in den Befreiungskriegen von 1813 nahm, — Kriege, die einigermaßen näher liegen mit ihrer Wirkungsfähigkeit als unsere mittelalterlichen Heldenschlachten, sei es was immer, die Tatsache ist zu verzeichnen, daß Preußen einen, wir geben es zu, durch eiserne Bureaukratie in Zucht gehaltenen, aber dafür auch unvergleichlich pflichttreuen Beamtenstand besitzt, dem es noch mehr als dem „Schulmeister von Königgrätz" die großen Nachterfolge in den Jahren 1866 und 1870 zu danken hat. Und auch im ganzen Volke ist dort (wie übrigens auch in England) die Achtung vor dem Gesetze ein charakteristischer Zug der Volksseele. Es gibt noch Richter in Berlin. Als kürzlich im Reichstage der Finanzminister gegen einen freisinnigen Abgeordneten sich eines Ausdruckes bediente, der nicht ganz parlamentarisch erschien, erteilte sofort, von sich aus, der konservative Reichstagspräsident dem Minister die Rüge des Ordnungsrufs. Wir in der Schweiz sollten dergleichen, öfter als es geschieht, in Erwägung ziehen und Männern danken, die, wie der zu früh verstorbene Professor Dr. Emil Vogt in Bern es oft, vielleicht mit etwas zu schonungsloser Härte, öffentlich ausgesprochen haben: Der Schweizer hat weniger Achtung vor dem Gesetz als irgendeine Kulturnation Europas. Aber man ist bei uns auch zugleich so sehr an Volksschmeichelei gewöhnt, sie ist so sehr öffentliches Bedürfnis geworden, daß die offene Anerkennung der Vorzüge eines andern Volkes nur Unglaube und Erbitterung erregt. (Schreiber dieser Zeilen weiß zum Beispiel schon jetzt, daß ihm diese Würdigung der Beamtenverhältnisse Preußens eine Anzahl anonyme Briefe eintragen wird mit der Insulte „Deutschmichel", obschon er niemals ein Deutscher war.)

Wir sind hier etwas abgeschweift von der Betrachtung des Gottfried Kellerschen Romans, veranlaßt durch einen Einwand nicht poetischer, sondern politischer Natur, den

wir zu erheben für notwendig erachteten. Indem wir zu „Martin Salander" zurückkehren, sei darauf hingewiesen, daß die Untreue und der Schwindelgeist selbstverständlich in diesem Roman eine ganze Schar von Vertretern finden. In dieser Schar defilieren an uns namentlich die beiden Salanderschen Schwiegersöhne vorüber, sie besonders als Repräsentanten der mit Untreue Hand in Hand gehenden Frechheit, oder, wie der moderne, beliebte (aber nicht von Gottfried Keller angewendete) Ausdruck lautet: „Unverfrorenheit". Der eine schreibt nach seiner Verhaftung aus dem Gefängnisse an seine Frau, dieselbe möchte ihm nicht bloß alle möglichen Viktualien und sonstige zum Wohlleben dienliche Annehmlichkeiten schicken, sondern auch einige Bogen sauberen Papiers, da er die Untersuchungshaft dazu benützen wolle, „um eine sozial-pädagogische Studie zu schreiben über Pflichtverletzungen und ihre Quellen im Staats- und Volksleben und die Verstopfung der letzteren, vom Standpunkte eines Selbstprüfers". Das geht noch über jenen schurkischen Bedienten Littimer (im „David Copperfield" von Dickens), der im Gefängnisse, als ihn sein ehemaliger Herr besucht, demselben eine Sittenpredigt hält und salbungsvoll den Wunsch ausspricht, es möchten doch alle, alle Menschen ins Zuchthaus eingesperrt werden, damit sie ihre Sündhaftigkeit einsähen. Der andere Salandersche Schwiegersohn hat sich der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entzogen; er schreibt aus einem portugiesischen Seehafen: „ein bitteres Schicksal habe ihn gezwungen, jenes kleine Lumpenländchen zu verlassen, wo er geboren und in jugendlicher Unerfahrenheit der allgemeinen Verderbnis anheimgefallen sei. Er eile jetzt besseren Zonen entgegen, wo der freie Mannesgeist Raum zur vollen Entfaltung finde", usw.

Der Hauptrepräsentant der Schwindler- und Betrügerschar ist jedoch ein gewisser Louis Wohlwend, der eigentliche persönliche Widerpart des wackeren Martin Salander. Für letzteren ist er das böse Verhängnis; mehrmals ruiniert er durch seine Kniffe den bereits gegründeten bescheidenen

Wohlstand Salanders. Es ist daher auch ganz am Platze und keineswegs, wie einige zu glauben scheinen, ein abrupter, ungenügender Schluß des Romans, wenn das Buch zu Ende ist in dem Augenblicke, da die Meldung eintrifft, „soeben sei Louis Wohlwend mit Weibern, Kisten, Koffern und bösen Blicken am Bahnhof erschienen und mit einem Blitzzuge abgefahren". Da ist Herr Urian verduftet, die Wetterwolke, die allein den heiteren Himmel des Familienlebens Salanders hätte bedrohen können, ist weggeblasen und mit der Entfernung des Unruhestifters die Handlung tatsächlich zur Ruhe und zum Schlusse gebracht.

Das harmonische Finale hat übrigens schon vorher begonnen, nämlich mit der Einführung des aus der Fremde definitiv zur Heimat zurückgekehrten Sohnes Arnold Salander. Dieser junge Mann in Verbindung mit seinen gleichgearteten und gleichgesinnten Freunden repräsentiert eine bessere Zukunft des Volkes. Und wenn der Dichter vielleicht da, wo er die schweren Gebrechen der Nation schilderte, manchem etwas zu pessimistisch erschienen sein mag, so ist nun in dieser auf die Jungmannschaft des Landes gegründeten Perspektive ein optimistischer Zug zum Rechte gekommen, der an solcher Stelle höchst wohltuend berührt. Der Dichter deutet an, daß die jüngere Generation verhältnismäßig gesetzter und weniger turbulent sei, als es die ältere in ihrer Jugend gewesen, auch maßvoller, zurückhaltender im Genuß und gleichwohl nicht kopfhängerisch, strammer, aufmerksamer auf sich selbst, säuberlicher und würdevoller. Wir haben Grund, ihm hierin beizupflichten, und stehen nicht an, dem hohen Aufschwung, den bei uns der militärische Unterricht genommen, das hauptsächliche Verdienst an einer solchen Hebung der sittlichen Zucht des Volkes zuzuschreiben. Mit Freude dürfen wir eingestehen, daß wir im Schweizerlande schon mehr als einen jungen Mann kennen, der vor einer Idealfigur, wie sie in Arnold Salander dasteht, nicht zu erröten braucht.

Die Handlung des Romans hier nachzuerzählen, das hätte

keinen Sinn. Auch auf die detaillierte Vorführung der einzelnen Charaktere verzichten wir. Nur sei die Erklärung abgegeben, daß diese Dichtung durch ihre Frauengestalten mindestens so bedeutend ist wie durch die Männergestalten. Vorab ist ein schönerer Idealtypus einer liebenswerten, klugen, in treuer Pflichterfüllung heldenhaften Hausfrau noch von keinem schweizerischen Schriftsteller — auch von Jeremias Gotthelf nicht — aufgestellt worden, als er in der Gattin Salanders uns vor Augen kommt. Und daß dieser Idealtypus auf hundert realistischen Beobachtungen sich aufbaut, ist bei Gottfried Keller selbstverständlich. Er hat diese Gestalt mit innigem Anteil seines Herzens und mit großer echter Künstlerfreude bis in die leisesten Linien des zuweilen auch schalkhaft lächelnden Antlitzes treu und fein gemalt wie Lionardo seine Mona Lisa. Wenn Goethe die Dorothea seiner Idylle in späteren Jahren als Gehilfin des Mannes ihrer Liebe hätte ausführlich darstellen wollen, etwa so hätte die Zeichnung ausfallen müssen. Auch an die Schillersche Stauffacherin mag man sich erinnern, nur ohne jenes Wort vom letzten verzweifelten Mittel: „Ein Sprung von jener Brücke macht mich frei". Denn Frau Salander verbindet mit hohem Duldermute auch eine hohe Lebensweisheit, die ihr wohl aus jeder Lebenslage einen anderen Ausweg würde gezeigt haben als den der Verzweiflung.

Neben Frau Salander bewegen sich in allen Abstufungen von natürlicher leiblicher und geistiger Ausstattung und von Bildung des Herzens und des Verstandes erstlich ihre beiden Töchter Setti und Netti, die tränenreichen, die gegen den Willen der Eltern die nachmals so übel endenden Zwillingsbrüder Weidling geheiratet haben, sodann die Mutter dieser Zwillinge, das gemeine Weib aus dem Volke, das erst im Unglück Züge zeigt, die unsere Sympathie wecken, die alte, treue Magd mit ihrem so feinen richtigen Gefühl für die Distanz zwischen Küche und Wohnstube der Meistersleute, endlich auch — eine reizvolle Abwechslung gegenüber allen diesen Wesen inländischer Art — zwei Frauenbilder aus

irgendeinem der unteren Donauſtaaten, die Ehefrau und die Schwägerin jenes Schwindlers Wohlwend. Was die Schwägerin Myrrha anbetrifft, ein wunderbar ſchönes, unſchuldiges, aber geiſtig nicht vollſinniges Mädchen, ſo wird ihre exotiſche Erſcheinung zu einer höchſt ergötzlichen Geſchichte ausgeſponnen, indem der alternde Martin Salander, der ihre geiſtige Umnachtung nicht gemerkt hat, von einer, wie er glaubt, idealen Liebe zu dieſem ſchönen Geſchöpfe erfaßt wird und hiedurch ſpäter vor ſeiner Frau und teilweiſe auch vor ſeinem Sohne in eine Situation gerät, deren volle unfreiwillige Komik er glücklicherweiſe ſelbſt am tiefſten fühlt. Es iſt uns niemals eine gelungenere dichteriſche Behandlung der ſpäten Liebe beim Manne, des ſogenannten „Johannistriebes", bekannt geworden, als wir ſie in dieſer pſychologiſch wunderbar fein erſonnenen und ausgeſponnenen Epiſode genießen.

Es mag nun ſein, daß an einigen Stellen des Buches, wo der Verfaſſer uns gewiſſe allgemein herrſchende Zuſtände ſchildert, die Darſtellung aus der Region des Dichteriſchen etwas zu ſehr in die des Kulturhiſtorikers hinübergeraten iſt, obſchon ſelbſt ſolche Betrachtungen allgemeiner Natur meiſtens mit plaſtiſchen Bildern und draſtiſchen Exempeln ſo durchflochten und durchzogen ſind, daß der Anſpruch der Phantaſie an ein Dichterwerk nicht zu kurz kommt. Aber ſelbſt zugegeben, daß hie und da manches berichtet und mitgeteilt wird, was man in einer Dichtung mitzuerleben und unmittelbar zu ſchauen das Recht hat, zugegeben auch, daß die Wiederholung eines und desſelben Motivs, zum Beiſpiel die mehrmalige Inſtandſetzung der Finanzen des Salanderſchen Haushaltes, als eine nicht beſonders wünſchenswerte Hinhaltung des Leſers empfunden wird, — ſo können doch ſolche kleine Mängel den hohen Wert dieſes neuen Romans nicht weſentlich beeinträchtigen. Vor allen Dingen nicht für das ſchweizeriſche Volk, für das „Martin Salander" weit über den Kunſtwert hinaus einen bleibenden Kulturwert beſitzt als ein Buch, in dem ſich unſer nationaler Geiſt

spiegeln, und an dem er sich erheben kann und soll. Die Zeile in Gottfried Kellers Vaterlandslied: „Hab' ich Schwacher dir auch nichts gefrommt" — hat zwar, seit seine ersten Werke bekannt wurden, auf den Dichter selbst nie Anwendung finden können. Vollends aber dieses Buch ist derart, daß er sich damit um das Vaterland ein ewiges Verdienst erworben hat. In dieser Beziehung ist es unbedingt das wichtigste unter Gottfried Kellers Werken und nach „Tell" das Wertvollste, was dieses Jahrhundert in literarischer Beziehung der Schweiz geschenkt hat.

Für das deutschlesende Ausland kommt in Betracht, daß, wenn ein großer Dichter in einem Buche sein eigenes Land und Volk und seine Zeit treu abgebildet hat, ein auf so realistische Weise entstandenes Werk für jedermann zunächst den Wert des Aktuellen hat. Dann aber sind ja diese schweizerischen Zustände, mit einigen wenigen Ausnahmen, nicht so streng eigentümlich abgegrenzt, daß ihnen draußen im deutschen Reiche und in Deutsch-Österreich nicht analoge Zustände entsprächen. Namentlich weht ja der Geist der Zeit über alle Landesgrenzen aus derselben Richtung dahin. Und endlich ist so viel allgemein Menschliches, ewig Gültiges in der Besonderheit dieses schweizerischen Volks- und Familiengemäldes, und die originelle Phantasie und die individuelle Sprache des großen Dichters haben auch hier sich abermals so schöpferisch neugestaltend bewährt, daß „Martin Salander" von nun an zum eisernen Bestand jeder Bibliothek gehören muß, welche die wenigen klassischen Dichtungen der Gegenwart umfaßt.

Gehe nun, du schönes Neujahrsgeschenk, durch das Volk deines Dichters dahin. Und wo du Leute triffst, die mit argen Dingen sich abgeben, da mahne sie, auch so wie Martin Salander (Seite 381) auf irgendeine nächste Höhe hinaufzusteigen und auszuschauen über ihr Land. Sie werden's dann gleich ihm vielleicht nicht fassen, „wie man in diesem friedlichen Himmelsglanze so vom Teufel besessen werden und sich Welt und Leben so schmälich zerstören könne".

J. V. Widmanns Aufsätze über Gottfried Keller im „Bund".

1. Eine literarische Unterhaltung statt einer Kritik (Besprechung des „Sinngedichtes"). Nr. 336/337, 1881.
2. Über G. Kellers Roman „Der grüne Heinrich". Nr. 15—17, 1883.
3. Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Nr. 327—331, 1883.
4. Der Schweizerroman „Martin Salander" von Gottfried Keller. Nr. 347/348, 1886.
5. † Gottfried Keller. Nr. 196, 1890. (Abgedruckt in „Ausgewählte Feuilletons". Huber 1913.)
6. Gottfried Kellers Lehrmeister in der Malerei. Nr. 334—340, 1892.
7. G. Kellers Trauerspielfragment „Therese". Nr. 361—363, 1892.
8. Gottfried Keller und Ibsen. Nr. 48, 1893.
9. Gottfried Kellers Leben von Baechtold. Nr. 23/24, 1894.
10. Aus G. Kellers Berliner Aufenthalt. Nr. 37/38, 1894.
11. Der zweite Band von Baechtold, Gottfried Kellers Leben. Nr. 200 bis 203, 1894.
12. Der dritte Band von Gottfried Kellers Leben. Nr. 1—4, 1897.
13. C. F. Meyer über Gottfried Keller. Nr. 277, 1900.
14. Ricarda Huch über Gottfried Keller. Nr. 143, 1904.
15. Storm und Keller in der „Deutschen Rundschau". Nr. 278, 1903.

Register

Anderwert, Fridolin 61, 63.
Arioſt 70, 73.
Auerbach, Berthold 44, 45.

Bachtold, Jakob 7, 8, 11, 12, 14, 19, 21, 24, 48, 52, 68, 69, 77, 86, 93, 95.
Beaumarchais 75.
Beethoven 20.
Beck, Adolf 115, 121.
Berlepſch, Goswina 108, 109.
Boccaccio 49.
Bodmer, Hans 8.
Brahm, Otto 16.
Brahms, Johannes 20, 26, 29, 30, 31, 32, 33, 38, 55, 56, 75, 81, 111, 114, 115, 120, 121, 125, 126, 127, 128, 129, 130.
Bühler, M. 27.
Buonarotti 89.
Buſoni, Ferrucio 97.

Dante 62.
Doré 70.
Dranmor 121, 122.
Dryden 98.
Dürrenmatt, Ulrich 115.

Ermatinger, Emil 7, 8, 21, 23, 86.
Eſcher, Hermann 8.

Faſtenrath, Rudolf 43, 44, 46, 48, 49, 50, 51.
Frank, Ernſt 97, 99.
Fränkel, Jonas 7, 8, 23, 86, 102, 111, 117.
Freitag, Guſtav 65.
Frey, Adolf 21, 48, 51, 53, 57.
Frey, Jakob 41, 47, 48, 51, 95.
Friedrichs, Hermann 103, 107.

Garibaldi 131.
Goethe 17, 58, 59, 73, 88, 99, 102.
Götz, Hermann 43.
Gotter, F. W. 98.
Gotthelf 51, 121.
Guillaume, James 78, 79, 81.
Güßfeld, Paul 123.

Hagen, Hermann 39.
Haggenmacher, Otto 40, 48.
Hegar, Friedrich 22, 31, 88, 111, 113, 117, 118, 120, 130.
Henſchel, Georg 100.
Herzfelder 91.
Heyſe, Paul 12, 20, 23, 25, 49, 81.
Hirzel, Ludwig 47, 52, 68, 116.
Holſten, Karl 42.
Hölderlin 62.
Honegger, Joh. Jak. 53.

Joachim, Joſef 121.
Jordan, Wilhelm 50, 56.

Kalbeck, Max 7, 20, 23, 25, 29.
Keller, Gottfried:
Leute von Seldwyla 9, 13, 38, 44, 54.
Das verlorne Lachen 42, 44, 48, 131.
Dietegen 43, 44.
Das Sinngedicht 13, 15, 64, 67, 70, 71, 72, 73, 77, 133 ff.
Der grüne Heinrich 13, 16, 80, 81, 82, 84, 146 ff.
Landesausſtellungs-Gedicht 86, 87, 88.
Gedichte 11, 12, 16, 89, 90, 91, 93.
Romeo und Julia auf dem Dorfe 97, 99.
Tanzlegendchen 97, 99.
Martin Salander 14, 22, 98, 99, 100, 113, 116, 117, 118, 119, 162 ff.
Apotheker von Chamounix 12, 79, 123.

Frau Regel Amrain 13.
Das Fähnlein der sieben Aufrechten 13, 55.
Keller, Regula 34, 131.
Kelterborn, Rudolf 30, 130.
Kinkel, Gottfried 35, 39, 43, 74.
Kirchbach, Wolfgang 91.
Kirchner, Theodor 120.
Kleist, Heinrich 55, 61.
Kummer, Johann Jakob 42.

Leuthold, Heinrich 96, 97.
Lewinsky 76.
Lindau, Paul 15.
Lingg, Hermann 84, 86.
Lübke, Wilhelm 69, 70, 73.

Marlitt, E. 103, 107.
Meyer, C. F. 121.
Mozart 20.

Niggeler, Rudolf 116.

Palleske 47.

Redwitz 17.
Reichel, Adolf 42.
Rodenberg, Julius 23.
Roquette, Otto 73.

Sahli, Christian 42.
Sandoz 78, 81.
Schack, Fr. 24, 25, 76.
Schaufert 100.
Schenk, Karl 17, 42.
Schiller 59, 117, 118.
Schmid, Karl 47.
Schmidt-Preuschen, Hermine 123.
Schott, Sigmund 119, 120.
Shakespeare 97, 98, 128.
Simrock 29, 31, 129.
Sonnenthal 75.
Spitteler, Carl (Tandem) 14, 22, 23, 24, 25, 35, 61, 62, 63, 64, 65, 67, 68, 71, 73, 76, 78, 82, 83, 84, 85, 87, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 111, 124.
Steiner, Leonhard 124.
Storm, Theodor 67, 93, 95, 123.
Strauß, David 84.

Uhland, Ludwig 71.

Vetter, Ferdinand 39, 116.
Vetter, Ellen 7, 8.
Vischer, Friedrich 44, 45.
Vogt, Adolf 42.
Vögelin, Salomon 55, 60.

Wagner, Richard 98.
Weber, Robert 51, 53, 90, 91.
Welti, Emil 131.
Widmann, J. V.:
Mose und Zipora 20, 35, 36, 37, 39.
Wunderbrunnen von Js 36.
Der Widerspenstigen Zähmung, Libretto 41, 43, 45.
An den Menschen ein Wohlgefallen 20, 47, 48, 50.
Zenobia (die Königin des Ostens) 49, 51, 57, 59.
Oenone 20, 33, 57, 58, 60, 76, 77, 79, 115.
Rektor Müslins italienische Reise 20, 72, 73, 74.
Don Juan d'Austria, Romanzenkranz 40.
Aus dem Fasse der Danaiden 92, 93.
Ein Doppelleben 92, 93, 95.
Schach dem König, Libretto 100.
Der Sturm, Libretto 97, 98, 99.
Die drei Löwen im Landstädtchen 107.
Spaziergänge in den Alpen 20, 108, 112, 115.
Firdusi, Libretto 111, 113.
Galeotto 129.
Die Patrizierin 131.
Jenseits des Gotthard 131.
Der Zweikampf in Basel 55.
Maikäferkomödie 21.
Der Heilige und die Tiere 21.
Jenseits von Gut und Böse 33.
Jung und Alt 21.
Ausgewählte Feuilletons 22.
Sommerwanderungen und Winterfahrten 33.
Buddha 83.
Wilbrandt, Adolf 77, 79.
Wildenbruch, Ernst 110, 112, 126.
Wyssard, A. Ph. 40.

Zumsteg 98.